Glauben und Wissen.
1904. II. Jahrgang. — Heft 7. Juli.



Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Haeckel[1]) in Jena.

Geehrter Herr Professor! Sie haben in Ihren „Welträtseln" bekanntlich eine Schilderung der Entstehung des Neuen Testaments gegeben, welche den lebhaftesten Widerspruch von Seiten der theologischen Wissenschaft erfuhr, zumal Sie sich dabei auf das „Schundbuch" eines ganz obskuren englischen Literaten mit dem Pseudonym Saladin stützten. Von ganz geringfügigen kleinen Änderungen abgesehen, haben Sie die Ihnen von Prof. Loofs u. a. nachgewiesenen schweren Irrtümer von Auflage zu Auflage stehen lassen, auch in der „Volksausgabe".

Nunmehr aber liegt vor mir die letzte (5.) Auflage der englischen Übersetzung Ihrer „Welträtsel", — die sehr bezeichnender Weise auch niemals Ihr Nachwort „das Glaubensbekenntnis der Reinen Vernunft" mit Ihrer eigenartigen Verteidigung gegenüber den Schriften von Loofs, Paulsen, mir u. a. gebracht hat. In dieser neuen Auflage erklärt der Übersetzer auf S. 110, daß Sie Ihren Irrtum hinsichtlich der Glaubwürdigkeit Saladins usw. eingesehen haben. Die Bemerkung lautet: „Der Rest dieses Abschnittes ist in der gegenwärtigen Auflage neu geschrieben worden. Der Übersetzer hielt sich nicht für berechtigt, den Text irgendwie zu ändern, solange Prof. Haeckel nicht von der Unzuverlässigkeit seiner Quellen bei diesem Abschnitt und dem Schluß dieses Kapitels überzeugt war. **Prof. Haeckel hat nun anerkannt, daß er inbezug auf den Wert seines Gewährsmannes im Irrtum war und hat einige der Behauptungen dieses Kapitels zurückgezogen.** Der Übersetzer hat deswegen nun den Text dem gegenwärtigen Stand der Forschung entsprechend verbessert."

Das betr. Kapitel („Entwicklung des Christentums") enthält denn in der Tat

1) Wir bitten um weitgehendsten Abdruck dieses offenen Briefes (mit Quellenangabe).

nur wenige Zeilen aus Ihren „Welträtseln", im Übrigen ist es ganz neu bearbeitet und zwar im Gegensatz zu früher in einem durchaus sachlichen und nicht verletzenden Ton, daß es sich zwischen den anderen unveränderten Kapiteln wie ein Fremdkörper ausnimmt. Der Name Saladins ist ganz weggelassen, das alberne Märchen von den hüpfenden Evangelien desgleichen, ja es wird sogar als Abfassungszeit der synoptischen Evangelien die Zeit von 65—100 n. Chr. angegeben. Das ist Ihnen ja nun freilich alles schon seit 5 Jahren oft genug von ernsten deutschen Gelehrten gesagt worden, ohne daß Sie es nur im geringsten beachtet hätten; und die jetzige Erkenntnis kommt daher doch eigentlich reichlich spät, allein, immerhin ist es doch sehr zu begrüßen, daß Sie überhaupt noch diese Irrtümer einsehen, vor allem auch deshalb, weil nun doch noch wenigstens die Hoffnung besteht, daß Ihnen auch hinsichtlich der vielen anderen Irrtümmer Ihrer „Welträtsel", wenn auch verspätet, die wahre Erkenntnis aufdämmern wird.

Allein, nun liegt vor mir auch die letzte Auflage der deutschen Volksausgabe Ihrer „Welträtsel" (108.—120. Tausend). Diese Auflage ist kürzlich erst erschienen; denn sie gibt zwar keine Jahreszahl an, wohl aber als Verlag: Stuttgart, Emil Strauß, Verlag A. Kröner. Bekanntlich hat aber die Übersiedelung dieses Verlags von Bonn nach Stuttgart erst in den letzten Monaten stattgefunden, folglich ist diese Ausgabe der „Welträtsel" zum mindesten gleichzeitig mit der englischen erfolgt. **In dieser deutschen Ausgabe aber steht jenes Kapitel ganz wie früher abgedruckt, Saladin ist hier nach wie vor als „scharfsinniger Theologe" Ihr Gewährsmann, die Evangelien hüpfen auch hier wieder auf den Tisch, und ihre Abfassung wird nach wie vor viel später datiert, als Sie es in der englischen Ausgabe zufolge der ernsten Forschung tun.** Sie haben sich hier also offenbar einer doppelten Buchführung befleißigt: **in England haben Sie Ihren Irrtum eingesehen, in Deutschland dagegen nicht.**

In Ihrem Vorwort versichern Sie uns, daß es sich in den „Welträtseln" um eine „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" handelt. Angesichts dessen aber will es mir so erscheinen, als ob nicht nur Ihre Gegner, sondern auch Ihre zumeist völlig unkritischen Leser und Anhänger, eine Aufklärung von Ihnen verlangen müssen. Weshalb haben Sie den englischen Übersetzer ermächtigt, Ihre Irrtümer als solche zu kennzeichnen und zu verbessern, und weshalb lassen Sie in Deutschland Ihre zahlreichen Leser weiterhin in dem Wahn, Saladin sei ein großer und glaubwürdiger Theologe und das Neue Testament sei in der von Ihnen lächerlich gemachten Art und Weise entstanden? Läßt „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" zu, daß Sie tausende von Exemplaren Ihrer „Welträtsel" ins deutsche Volk senden und in ihm Irrtümer großziehen? Es wird Ihnen ein Bedürfnis sein, hierzu das Wort zu ergreifen, und um Ihnen dies zu ermöglichen, schrieb ich diese Zeilen. Ich lebe dabei der Hoffnung, daß Sie dies Mal nicht wieder wie im Hinblick auf meine Gegenschrift gegen die „Welträtsel" das, was ich aktenmäßig und sachlich dar-

gelegt habe, mit Worten abtun werden, wie „Verdächtigungen", „Schmähungen", „sophistische Entstellungen", „Verdrehungen", „reine Erfindungen" und „Verleumdungen"; denn das ist ja doch nur ein Verlegenheitsmittel.

Das deutsche Volk muß verlangen zu erfahren, weshalb Sie in Ihren „Welträtseln" doppelte Buchführung anwenden. Die Sache ist zu ernst, um auf die eben gekennzeichnete Manier abgetan zu werden. In Erwartung Ihrer baldigsten Antwort. Ihr ergebener

Godesberg a. Rh., im Juli 1904. Dr. phil. E. Dennert.



Strauß redivivus[1].

Der Verlag von Emil Strauß in Stuttgart, früher Bonn, veranstaltet eine billige Volksausgabe der beiden Werke von David Friedrich Strauß „Das Leben Jesu. Für das deutsche Volk bearbeitet" und „Der alte und der neue Glaube".

Wozu? Ein Begleitwort sagt es uns. Da heißt es: „Unter den führenden Geistern der Neuzeit hat wohl keiner eine nachhaltigere Einwirkung auf den Entwickelungsgang des deutschen Geisteslebens ausgeübt als Strauß. Das Erscheinen des ersten Leben Jesu im Jahre 1835 war eine welthistorische Tat, die nur mit dem Auftreten Martin Luthers in Vergleich gestellt werden kann; es war der Wendepunkt auf der Bahn der Befreiung des deutschen Geistes von dem Drucke einer wundergläubigen Kirche. In vielen Auflagen und zahlreichen Exemplaren verbreitet, ist dies Buch bis zum heutigen Tag das Testament und die Rüstkammer der freien Geister gegenüber dem nie rastenden Wiedereroberungskampfe der alten Kirche geblieben". Und über einer anderen Ausgabe der Straußischen Bücher von derselben Buchhandlung steht als Empfehlung: „Schriften zur Förderung einer freien und wissenschaftlich-durchgebildeten Weltanschauung im deutschen Volke."

Da wird Strauß aufs neue zu einer Autorität gemacht und unserm Volk als Führer empfohlen. Ist er jenes, und kann er dieses sein? Mein Nein auf diese Fragen werde ich vornehmlich aus seinen beiden neu herausgegebenen Schriften begründen.

Von einem Manne, welcher eine Autorität sein soll, verlangt man vor allem, daß er selber in seinen Grundanschauungen fest ist und folgerichtig bleibt. Das ist nun aber bei Strauß keineswegs der Fall. Er hat daraus kein Hehl gemacht. Im März 1837 schrieb er an seinen Freund Rapp: „Ich weiß jetzt aus dreimaliger Erfahrung, daß alle sechs Jahre etwa ein alter wissenschaftlicher Mensch in mir abstirbt; so ist jetzt der ganze Boden meines Denkens nicht mehr derselbe wie damals, als ich das Buch (gemeint ist eben das erste Leben Jesu) schrieb".

Nun liegen zwischen dem Erscheinen der beiden Werke, welche jetzt dem Volke

1) d. h. der wiederaufgelebte Strauß.

16*

für ein Billiges dargeboten werden, sieben Jahre. Da werden wir uns nach jenem Selbstbekenntnis nicht darüber verwundern, in diesen zwei Büchern recht verschiedenen Ansichten zu begegnen. Ich nenne zwei, welche gänzlich verschieden sind und wahrlich nicht Nebensächliches betreffen.

Zuerst der Gottesbegriff. Im Leben Jesu heißt es auf S. XVII: „Unentbehrlich, aber auch unverlierbar, bleibt uns von dem Christentum dasjenige, wodurch es die Menschheit aus der sinnlichen Religion der Griechen auf der einen Seite, der jüdischen Gesetzesreligion auf der anderen, herausgehoben hat; also nach jener Seite hin der Glaube, daß es eine geistige und sittliche Macht ist, welche die Welt beherrscht, nach dieser die Einsicht, daß der Dienst dieser Macht, in den wir uns zu stellen haben, wie sie selbst nur ein geistiger und sittlicher, ein Dienst des Herzens und der Gesinnung sein kann". Im alten und neuen Glauben aber ist an die Stelle dieser Gottheit die Idee des Universums getreten, „die sich uns näher dahin bestimmt, daß es ins Unendliche bewegter Stoff sei, der durch Scheidung und Mischung sich zu immer höheren Formen und Funktionen steigert, während er durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibt" (2. Aufl., Leipzig 1872, S. 225). Folgerichtig ist der Vorsehungsglaube völlig preisgegeben und wird gegen die Anklagen auf „klaren, krassen Materialismus" nicht Protest erheben, S. 371 und 211.

Und zum andern die Schätzung Jesu Christi. Die Schlußbetrachtung des Lebens Jesu feiert ihn als denjenigen, der „unter den Fortbildnern des Menschheitsideals in jedem Falle in erster Linie stehe". „Er hat Züge in dasselbe eingeführt die ihm vorher fehlten, oder doch unentwickelt geblieben waren; andere beschränkt die seiner allgemeinen Gültigkeit im Wege standen; hat demselben durch die religiös Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seine eigenen Person die lebendigste Wärme gegeben". Dagegen wird in der andere Schrift die Frage: „Ist Jesus ein solcher gewesen, von dem unser religiöses Empfinden noch immer bedingt ist, an den die Menschheit zur Vollendung ihres inneren Lebens mehr als an irgend einen anderen ihrer großen Männer gewiesen bleibt verneint und mit dürren Worten gesagt: „Der Jesus der Geschichte ist lediglic ein Problem, ein Problem aber kann nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein" und „War Jesus kein göttliches Wesen, sondern ein bloße Mensch und hegte doch die Erwartung einer herrlichen Wiederkunft, so können wi uns und ihm nicht helfen, so war er nach unseren Begriffen ein Schwärmer. Ei Schwärmer kann anregend, erhebend, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken aber zum Lebensführer werden wir ihn nicht wählen wollen. Er wird uns auf Abwege führen, wenn wir seinen Einfluß nicht unter die Kontrolle unserer Vernun stellen," S. 76, 79, 80.

Von einem, der als Autorität für viele und auf lange Zeit gelten soll, wi man erwarten dürfen, daß er die Zeitströmungen, in denen er lebt, und die Geiste strömungen, die ihn umgeben, beherrscht und leitet, nicht aber sich von ihnen treibe und bestimmen läßt. Strauß hingegen stand, als er sein Leben Jesu schrieb, ga unter dem Einflusse der Hegelschen Philosophie; darum in der Schlußabhandlu

des 2. Bandes (Tübingen 1836) das Bemühen, nachzuweisen, daß der Gottmensch die Menschheit sei, in der immerdar Gott geboren werde und aus jedem Tode wieder auferstehe, und daß es nicht die Art der Idee sei, in ein Individuum ihre ganze Fülle auszuschütten. Und da er den alten und den neuen Glauben verfaßte, war er eingenommen von der Entwickelungslehre Darwins, die ihm besonders deshalb imponierte und äußerst gelegen kam, weil sie der Wunderleugnung Vorschub leistete und einen wissenschaftlichen Nimbus verlieh. Er sagt das in seiner rücksichtslosen Offenheit selbst auf S. 179 f.: „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder im Abgang dekretierten; unser Machtwort verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Türe geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechtes preisen."

Von einem Gelehrten, welcher ein Leben Jesu schreibt, das auf geschichtlicher Forschung beruhen und deshalb das Urteil vieler über Jesum bestimmen soll, wird man verlangen müssen, daß er ohne dogmatische Voreingenommenheit an seinen Stoff herantritt und ihn mit wissenschaftlicher Ruhe und Objektivität behandelt. So aber ist Strauß keineswegs verfahren. Er ist vielmehr von der Überzeugung ausgegangen, „daß alles, was geschehen, natürlich geschehen, daß auch der ausgezeichnetste Mensch doch immer nur Mensch gewesen ist, daß er folglich auch mit allem dem, was in der Urgeschichte des Christentums jetzt als vermeintliches Wunder die Augen blendet, in der Wirklichkeit nur natürlich zugegangen sein kann". Und für ihn sind nicht bloß objektive Gründe maßgebend gewesen, sondern auch Mißtrauen und Haß gegen die Geistlichen; denn — so lesen wir ebenfalls in seiner Vorrede zum Leben Jesu: „Wenn das Christentum aufhört ein Wunder zu sein, so können auch die Geistlichen nicht mehr die Wundermänner bleiben, als die sie sich bis dahin so gern gebärdeten" und „Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen". Und er ist sich dieser Untauglichkeit zum Historiker auch bewußt gewesen, wie folgende Stelle aus einem seiner Briefe an seinen Freund Märklin bezeugt: „Ich bin kein Historiker; es ist bei mir alles vom dogmatischen, resp. antidogmatischen Interesse ausgegangen".

Wenn Schriften noch Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen maßgebend sein sollen und als solche dem Volke dargeboten werden, so dürfen ihre wichtigsten Partien nicht unterdessen von der Wissenschaft als übereilt und irrig dargetan worden sein. So aber steht es um die Straußische Evangelienkritik und um die von Strauß vertretene mechanische Entwickelungslehre. Nach Strauß und der Tübinger Schule sind die Evangelien spät entstanden, am Anfange und in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, während gegenwärtig allgemein die Überzeugung herrscht, daß die Entstehung der 3 synoptischen Evangelien in die Zeiten der flavischen Kaiser (69—80) fällt; Strauß gibt dem ersten Evangelium den Vorzug und hält das

Markusevangelium für eine tendenziöse Zusammenarbeitung aus dem ersten und dritten, während das Hauptergebnis der kritischen Arbeit seit 50 Jahren dieses ist: Markus ist eine Hauptquelle für Matthäus und Lukas gewesen und wird auf die Missionspredigten des Apostels Petrus zurückgeführt; daneben hat es eine Sammlung von Aussprüchen Jesu gegeben, als deren Verfasser der Apostel Matthäus gilt. Und wer die Verhandlungen über den Darwinismus in den naturwissenschaftlichen Kreisen innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte kennt, der weiß, wie ganz anders man über denselben urteilt als in der Sturm- und Drangperiode, in welcher Strauß seine darwinistische Schrift „Der alte und der neue Glaube" schrieb. Wohl steht die Entwickelungslehre in allgemeinem Ansehen, aber gegen die mechanistische Abart derselben, von welcher sich Strauß imponieren und gefangen nehmen ließ, und um deren Willen er seinen früheren idealistischen Pantheismus mit dem Materialismus vertauschte, ist eine starke Opposition auf dem Plane. Und während Strauß meinte, auf Grund der Laplaceschen und Darwinschen Lehren den Glauben an Gott, an Versöhnung und Unsterblichkeit aufgeben zu dürfen, ja preisgeben zu müssen, erklärte erst jüngst ein Naturforscher im Namen vieler: „Die uns beschäftigenden Probleme sind rein wissenschaftlicher Art und haben mit Philosophie und Religion nichts zu tun. Die Erkenntnis, daß der Mensch eine mit der übrigen belebten Welt gemeinsame natürliche Herkunft besitzt, kann der Religion ebensowenig schaden als die Lehre von der Achsenumdrehung der Erde".

Ein solcher in seinen Grundansichten schwankender, in Vorurteilen befangener und wissenschaftlich überflügelter Schriftsteller der mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts soll zum geistigen Führer unseres Volkes gemacht werden! Seine beiden kirchen- und christentumsfeindlichsten Schriften möchte man in alle Häuser tragen! Sein rein kritisches „Leben Jesu" und sein kritikloses Weltanschauungsbuch kann als Wissenschaft und Wahrheit ausgeboten werden!

Gewiß, beide Bücher sind von bleibender Bedeutung und in ihrer Art klassisch. Das erste als Werk des Zweifels und der Verneinung, welches in gelehrtester und scharfsinnigster Weise alles zusammenstellt und in glänzendem Stile darstellt, was dafür in Anspruch genommen werden kann, aus dem Jesus der Geschichte einen Christus des Glaubens zu machen und Jesu Christo die Gottessohnschaft abzusprechen. In dieser Hinsicht hat niemand nach Strauß etwas Bedeutendes hinzuzutun vermocht. Und darum muß jeder, der sich mit den Problemen des Lebens Jesu beschäftigt, das Leben Jesu von Strauß studieren. Hat er sich mit diesem auseinandergesetzt und die Unhaltbarkeit, das Unsichere und Unzureichende seiner Bedenken, seiner Behauptungen, seiner Annahmen erkannt und festgestellt, dann darf er beruhigt sein. Denn was dieser kritische Geist nicht angefochten und nicht umgedeutet hat, das ist sicherlich unanfechtbar.

Und seine „Generalbeichte," wie er selber seine Schrift „Der alte und der neue Glaube" genannt hat? Auch sie ist, recht verstanden, von unvergänglichem Wert. Denn jeder, der Augen hat zu sehen, kann aus ihr lernen, wohin der Hegelrausch einen folgerichtigen Denker führen muß und bis zu welchen Folgerungen

man gelangt, wenn man nur mit dem Verstande arbeitet und sich darauf versteift, alles natürlich erklären zu wollen.

Kurze Zeit vor seinem Tode schrieb Strauß an die Frau seines Freundes Rapp:

Du finstere Nacht, du tiefes Meer,
Darin ich treibe hin und her,
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen scharfe Klippen rings,
Bald Stürme rechts, bald Stürme links
Dem müden Schiffer bange.
Blicke schicke ich den Fernen, ich den Sternen,
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Kann jemand, dessen Leben also ausklingt, der Führer eines Volkes sein?

G. Steude.



Christentum, Pessimismus und Wille zur höheren Einheit[1]).

Mein verehrter Freund La Roche hat meinem, in Heft 7 v. J. dieser Zeitschrift enthaltenen Beitrag: „Die Überwindung des Pessimismus durch die Liebe“ eine freundliche, kritische „Ergänzung“ gewidmet, durch die er mich aber doch in keinem Punkte überzeugt hat, daß ich — im Sinne der mir zugeschobenen Rolle des öffentlichen Anklägers vor dem Gerichtshof der werten Leser dieses Blattes gesprochen — die Verurteilung des Angeklagten, des Pessimismus, zu Unrecht beantragt habe. Ich muß auch jetzt noch diesen Antrag in vollem Umfang aufrecht erhalten.

La Roche sucht als Verteidiger mich zuvörderst mit meiner eigenen Waffe zu schlagen oder mich doch milder für den Angeklagten zu stimmen, indem er sagt, daß die Versöhnung des Christentums mit dem Pessimismus nur dem von mir angenommenen Weltprinzip, dem Willen zur höheren Einheit, entsprechen und so einen Fortschritt bedeuten würde. In der höheren Einheit — und zu ihr! — können sich aber nur „Gegensätze“ versöhnen, welche, wenn auch nicht gleichwertig, so doch gleiche Daseinsberechtigung haben. Das ist hier meines Erachtens nicht der Fall: Das Christentum ist eine wirkliche Kraft und Macht voll lebendiger Wirkung, der Pessimismus hingegen eine unberechtigte Einbildung, eine Täuschung, deren Wirkung stets nur eine negative, lähmende ist. Es steht hier also einem positiven Wert ein Unwert gegenüber, der jenen nur beeinträchtigen, nicht zur höheren Einheit ergänzen kann und darum unschädlich gemacht werden muß.

1) Wegen Stoffüberfülle konnte ich die beiden folgenden Entgegnungen auf den Aufsatz von La Roche (Heft 2) erst jetzt bringen. Der Leser wird gut tun, vorerst den Aufsatz von Froehlich (1903, Heft 7) und den von La Roche zu lesen. Der Gegenstand ist mit diesen Aufsätzen abgeschlossen, da der Platz für weitere Erörterungen fehlt. D. H.

So unparteiisch auch ein Gerichtshof die Wahrheit sucht, so lassen doch nicht in jedem Falle die entlastenden Momente den Angeklagten jeder Schuld ledig erscheinen, und nicht immer sinken sich am Schluß der Verhandlung Staatsanwalt und Verteidiger, Richter und Angeklagter gerührt in die Arme. Es gibt in der Welt nun leider einmal Missetäter, die auch der beste Verteidiger nicht rein zu waschen vermag! Als ein solcher Missetäter erscheint mir der Pessimismus: er hat sich die Schätze des Christentums angeeignet, hat sie für seinen ursprünglichen Besitz erklärt und, da er mit ihnen in ihrer eigentlichen Form nichts Rechtes anzufangen wußte, getan, was auch sonst die Diebe mit unrechtmäßigem Gute tun: er schmolz es ein. So blieb ihm der rohe Metallwert und einige feuerfeste Edelsteine; schade nur, daß unter seinen Händen selbst die Diamanten jeden Glanz einbüßen! Wenn er wenigstens noch „wucherte" mit dem fremden „Pfunde", anstatt es zu entwerten!

Es würde freilich sehr zu Gunsten des Angeklagten sprechen, wenn es seinem Verteidiger gelänge darzutun, daß er selbst erst auf Grund des Pessimismus in ein tieferes Verhältnis zum Christentum gekommen sei; das aber wage ich zu bezweifeln: ich bin der Überzeugung, daß La Roche niemals Pessimist gewesen ist, daß in ihm das Gottvertrauen, das Gefühl Gottes als des Schöpfers und väterlichen Führers immer zu lebendig war, als daß es durch pessimistische Einflüsse irgendwie hätte erschüttert werden können. Er „fand" so im Pessimismus, was er doch bereits in sich trug, und vermochte in sich auch aus den pessimistischen Trümmern das Christentum wieder aufzurichten, wie es längst auf dem Grunde seiner Seele lebte und leuchtete. Dazu kam noch eins: der Philosophie eines Schopenhauer und Deußen wirkt gerade bei ihm die kraftvolle, Leben und Liebe bejahende, vom Geiste des Christentums getragene Philosophie Glogaus siegreich entgegen, die in seinem Herzen einen vollen Widerhall gefunden hat.

Daß die Philosophie des Pessimismus mancherlei christliche Elemente in sich aufgenommen, wird niemand leugnen; infolgedessen kann es wohl geschehen, daß etwa ein Mensch, der in dem Unbefriedigtsein sinnlich-materieller Genüsse und in der Erkenntnis ihrer Hohlheit zum Pessimisten geworden ist und nun im Pessimismus jene Elemente entdeckt, sich durch diesen zum Christentum hindurchringt. Aber das ist doch immer ein, nicht einmal unbedenklicher, Umweg! Wir haben es nicht nötig, die Heilswahrheiten des Christentums im Pessimismus neu zu entdecken. Überdies muß jeder Mensch, soll er in Wahrheit ein Christ werden, den Pessimismus vollständig überwunden haben: P e s s i m i s t d a r f k e i n C h r i s t s e i n!

Die Schopenhauersche Philosophie hat, wie La Roche sagt, nur die e i n e Hälfte des Christentums erfaßt. Das Christentum ist aber zu sehr ein innerlich Ganzes, als daß es sich halbieren ließe; indem der Pessimismus die andere Hälfte abwies, mußte notwendig auch der Sinn dessen, was er vom Christentum annahm, ein anderer, minderwertiger werden. Der Pessimismus lehnt aber gerade das ab, was die Grundlage des Christentums bildet und von vornherein eine pessimistische Weltanschauung ausschließt, den Glauben an Gott, als den Schöpfer und väterlichen Erhalter der Welt. Damit verliert der Gottesbegriff überhaupt jeden Inhalt! Auch La Roche vermag das Urteil, daß der Pessimismus „eine grobe

Art von Atheismus“ sei, in keiner Weise zu erschüttern, außer er verwandelt — und das tut er tatsächlich — den Pessimismus in sein Gegenteil.

Der Pessimismus ist allerdings kein materialistischer Atheismus, sondern ein idealistischer, wenn man für eine Weltanschauung, deren „Ideal“ nicht ein steigendes, sondern das „Nichts“ ist, diesen Ausdruck überhaupt noch gebrauchen darf und sie nicht besser als „Nihilismus“ bezeichnet. Der Gegensatz zum Materialismus ist das einzige, was der Pessimismus mit dem Christentum wirklich gemein hat; darüber kann auch der Gebrauch von Bezeichnungen, wie Gott, Gnade, Erlösung, die für jenen entweder sinnlos sind oder bei ihm doch einen ganz unchristlichen Sinn besitzen, nicht hinwegtäuschen.

Oder vermöchte unserm religiösen Bedürfnis, unserm Gott-Verlangen etwa Schopenhauers blinder Wille (Hartmanns absolutes Unbewußtes!) zu genügen, der aus unvernünftigem Drange heraus ins Dasein tritt, zur „Welt“ wird, um mit dem Erwachen der Vernunft zu erkennen, wie sehr er sich selbst damit betrogen, und nun sein ganzes Trachten darauf richtet, das Dasein zu verneinen und wieder zum Nichtsein zu gelangen? Doch dieses Nichtsein soll ein negatives lediglich sein im Vergleich zu der diesseitigen Welt; wollen wir dieser Ausflucht des Pessimismus aus der Sackgasse, in die er sich verrannt, überhaupt einen Sinn geben, so kann das „Nichtsein“ nur ein positiv-besseres sein, als unser gegenwärtiges Welt-Sein. Mit einer solchen Annahme aber wird der Weltprozeß ohne weiteres zur Entwicklung, der „Weltwille“ wächst durch das Sein und den Kampf dieser Welt in ein immer besseres Sein hinein, und der Pessimismus ist mit dieser einzigen Folgerung in allen seinen Voraussetzungen aufgehoben.

Gerade weil der Pessimismus keinen Gott als Weltenschöpfer kennt, sieht er in dieser Welt nur ein Jammertal, aus dem es eine „Erlösung“ nur gibt in der Rückkehr ins Nichts. Mit jenem ist ihm die zentrale Daseinssonne entschwunden, die ihm das Helle in Farbenharmonie erstrahlen und auch in die dunkelste Nacht noch einen Lichtschein fallen läßt. So trägt er überall die ungünstigen, dunklen, trüben Farben zu stark auf, die den Blick verhindern, die ganze Schönheit des Weltbildes freudig zu erfassen.

Wer möchte den Kampf in der Welt leugnen und den Schmerz? Aber es ist doch eine ganz einseitige, oberflächliche Betrachtung der Natur, welche dieselbe allein auf der Selbstsucht und dem Kampf aller gegen alle beruhen läßt. Wäre das der Fall, wie wäre dann überhaupt ein Weltzusammenhang möglich? eine einheitliche, geschlossene Weltanschauung ist mit den Mitteln und auf dem Wege des Pessimismus nicht zu finden. Und auch die Moral des Pessimismus dürfte, wenn sie nicht von Anschauungen zehrt, die nicht auf seinem Boden gewachsen, nur eine geringe Triebkraft entwickeln, da sie die Richtung auf Gott hin, die doch die Kraft des Christentumes bildet, nicht zu gewinnen vermag, außer in dem einen, widerwärtigen Sinne, daß durch all unser Ringen und Leiden ein „göttliches“ Phantom von den Folgen seiner blinden Willenstat erlöst wird.

Wenn Schopenhauer den Egoismus, die Selbstsucht und alles, was in ihrem

Geiste geschieht, als „Willen zum Leben" bezeichnet, so drückt er damit im Voraus seinem ganzen System den pessimistischen Stempel auf, der alles Weitere bestimmt. Und doch in einer höchst einseitigen Weise bestimmt, die nur die eine und noch dazu nur die minderwertige Hälfte des Willens zum Sein erfaßt: denn wertvoller als der Wille zum Sondersein, als reine Selbstsucht oder Eigensucht, ist der Wille zur höheren Einheit, zur Ergänzung, in der erst das volle Sein und damit auch das eigentliche volle Selbst erreicht wird; in der Hingabe an den Nächsten, an die Gemeinschaft gewinnt erst das Individuum seinen wahren Inhalt, seines Wesens Erfüllung.

So ist aber diese Hingabe, die Liebe, keine „Selbstverleugnung" im tiefsten Sinne, auch keine Selbsttäuschung, keine Verneinung des Willens zum Sein, vielmehr seine stärkste Bejahung, die Selbst-Erfüllung und -Vollendung. Die Liebe fördert nicht, wie Deußen meint, das fremde Wohl auf Kosten des eigenen: aus dem Opfer, das sie — physisch oder geistig — bringt, erblüht ihr ein um so größeres, unverlierbares Glück; wo aber das Individuum, in Selbstsucht befangen, sich dem Opfer entzieht, entwertet es gerade hierdurch den Genuß dessen, was es sich zu erhalten vermeinte. Die Taten der „Selbstlosigkeit" sind demnach durchaus keine „Wunder" in dieser Welt, sondern einfach das volle Aufgehen des von Gott in sie von Ewigkeit her hineingelegten Samenkornes.

Schon die Beseligung, die Befriedigung, die jede echte Liebestat in uns weckt, ist ein Widerspruch gegen die Schopenhauersche Begriffsbestimmung der Liebe als „Verneinung des Willens zum Leben." Aber auch so würde diese sich nicht, wie La Roche meint, mit dem „Willen zur höheren Einheit" decken, da der letztere, als Sinn des Willens zum Sein überhaupt, beides in sich faßt, sowohl das Vielheitsprinzip, das in immer feinerer Sonderung und Gliederung eine wachsende Zahl von Individuen erzeugt, als auch das Einheitsprinzip, das durch jenes erst seinen Inhalt, die Elemente einer immer volltönigeren Harmonie gewinnt.

Damit erhält auch der Begriff der „Entwickelung" erst seinen rechten Sinn als einer „Bewegung", die von Gott ausgeht und in steigendem Reichtum zu Gott wieder zurückführt, ein Sinn, der im Rahmen des Pessimismns vollständig verloren geht. Diese Welt mit all ihren Gütern wahrer Freude, in ihrer strahlenden Schönheit, auch sie ist die Schöpfung eines weisen, gütigen Gottes und darum nicht etwas zu Verachtendes und in Mißmut zu „Überwindendes", sondern ein in der rechten Weise und mit freudigem Dank zu Genießendes, aber auch, wo sie uns dunkel und trübe erscheint, mit kraftvollem Gottvertrauen Anzugreifendes, auf daß die in ihr liegenden Keime eines höheren Seins zur rechten Blüte und Frucht sich entfalten. Auch La Roche hält es für den Willen Gottes, daß der Mensch sein sinnliches, natürliches Wesen auswirke. Doch nicht eine bloße Hülle ist dieses, die abgetan wird zur bestimmten Zeit, sondern ein Mittel und eine Stufe unserer Entwickelung, ein Zustand des Erwerbes, der Angleichung und Inhaltsbereitung für ein künftiges höheres Sein.

Wo freilich sinnliches Wesen, sinnliches Sein und Genießen als Selbstzweck gewertet wird, da führt es in der Ausartung der Selbstsucht zur — Sünde.

Diese ist keineswegs, wie uns der Pessimismus glauben machen will, die „Bejahung des Willens zum Sein“, sie ist vielmehr — und ihre zerstörende Wirkung beweist das! — seine stärkste Verneinung: der Wille zum Sein erstickt und vernichtet sich selbst in der Selbstsucht! So gilt wohl überall das Wort: Wer sich selbst verliert, der wird sich finden, und wer sich selbst sucht, wird sich verlieren. Der Philosoph aber wie der Christ, der dieses Verhältnis durchschaut, kann darin unmöglich eine Begründung des Pessimismus finden, kann unmöglich das, was ihn zum wahren Selbst, zum wahren Leben führt, Lebensverneinung nennen.

Deußen sagt: „Das Ziel der Moral ist die Verneinung des Individuellen.“ Jede moralische Handlung ist ihm eine „verneinende“ und der „heilige Geist“ der „Geist der Verneinung“, der — das „warum“ bleibt völlig unaufgeklärt — die „Wendung“ des Willens, die „Wiedergeburt“ vollbringt. Wie kann man aber im Grunde von einer „Wendung“ reden, wenn der Übergang zum „neuen Menschen von vornherein in der Idee des Menschen liegt“ (La Roche)?

In der Auffassung Deußens tritt ein zweiter Gegensatz — der erste liegt im Gottesbegriff! — zu Tage, in dem sich der Pessimismus grundsätzlich vom Christentum scheidet: Der Pessimismus sieht in der Individuation, d. h. in dem Werden der Vielheit, die Wurzel alles Übels, der Selbstsucht und der Zwietracht. So ist natürlich ihre Aufhebung durch die Verneinung des Willens zum Sein das einzig mögliche Ziel des Pessimismus, in dem das Gott-Phantom zuletzt wieder eingeht in sein einsames, inhaltsloses, unbewußtes Nicht-Sein.

Ob das der christlichen Auffassung des Zieles von Welt und Menschheit entspricht? Erscheint uns in jener — und auch im Zeichen des Willens zur höheren Einheit — die Individuation, die Weltschöpfung, nicht viel mehr als der Ausfluß der ewigen göttlichen Liebe, die ihres innersten Gesetzes und so auch der höchsten Freiheit Erfüllung in der Selbstmitteilung findet? Nicht eine Aufhebung des Individuellen ist darum der Zweck des Daseins, sondern daß das Individuelle auch in der Sonderung sich immer mehr mit dem göttlichen Geist der Liebe durchdringe und erfülle, immer einheitlicher zusammenklinge, daß diese Welt mehr und mehr in das „Gottesreich“ hineinwachse, in welchem jedes Wesen, beglückend und beglückt, im Austönen seiner Art seinen vollen Anteil hat an der göttlichen Harmonie. So ist Gott nicht allein, denn

„Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit!“ (Schiller).

Nicht die Schopenhauersche Philosophie als solche bekämpfe ich, wie La Roche mit einer leichten Verschiebung des Streitpunktes annimmt; dazu verdanke ich ihr zu Vieles, stehe mit ihr in zu vielem auf dem gleichen Boden. Sondern ich bekämpfe sie, insofern und soweit sie pessimistisch ist. Wie vieles Wahre, Tiefempfundene und -durchdachte hat uns Schopenhauer nicht über das Kapitel von Schönheit und Kunst gesagt! Und doch kann ich ihm auch hier in Einem nicht zustimmen, wo ihm der Pessimismus die Feder führt: daß der Künstler und der Kunstgenießer sich auf dem Wege der Verneinung befinden. Nicht auf dem Wege zur Vernei-

nung, denke ich, sondern zur Harmonie, in der das Individuelle nicht aufgehoben, sondern als Element des Ganzen, einer höheren Einheit, zu seinem wahren Wert erhoben wird. Nicht vernichtet wird unser innerstes Selbst, wenn uns im Genuß des Schönen die Alltagswelt mit ihren Sorgen und Wünschen entschwindet und wir wunschlos eintreten in ein Reich der Ewigkeit; einer erfüllten Ewigkeit, die auch unser Selbst in einer Weise erfüllt, daß ihm in solchen weihevollen Augenblicken der Versenkung nichts zu wünschen übrig bleibt!

Ähnlich ist auf sittlichem Gebiet das Gefühl der Seligkeit, die uns in jeder Liebestat ergreift: auch hier ist eine Schranke der Zeit und des Gegensatzes gefallen, und in unserer Seele erklingt die Harmonie ewiger Einheit in Gott!

In der Lehre Jesu von der Liebe und von unserer Gotteskindschaft ist kein Platz für den Pessimismus, der in der Liebe die Verneinung und nicht viel mehr die höchste Bejahung unseres Daseinswillens sieht, dem jene nicht auf ein gesteigertes, höheres Sein, sondern immer nur auf die Aufhebung des Seins gerichtet ist und auch dort, wo sie in helfendem Mitgefühl des Nächsten Not zu lindern sucht, doch nur den passiven Zweck zu haben scheint, den Übergang ins Nichts mit einem möglichst geringen Maß von Schmerz zu erreichen. Es hat ja auch im Christentum einmal eine Periode des „Miserabilismus“ gegeben, in der man — durchaus im Gegensatz zu der hellen, leuchtenden Gestalt Jesu! — den eigentlichen Kern seiner Lehre in der Welt- und Diesseitsverachtung fand und Armut und Schmutz, Krankheit und Kasteiung als solche für Gott wohlgefällige und darum erstrebenswerte Dinge hielt. Das waren aber auch äußerlich schlimme Zeiten, denen sich die menschliche Schwäche nicht recht gewachsen erwies, Zeiten pessimistischer Grundstimmung, aus der aber doch siegreich wieder das Licht der Liebe emporstieg.

Mag immerhin selbst Luther diese Welt ein Jammertal genannt haben! Deshalb war er doch nichts weniger als ein Pessimist: in Kampf und Drangsal sah er doch überall den starken Helfer, den Gott der Liebe, der alles zum guten Ausgang führt. Er wußte von unserem Leben: „Es ist nicht das Ende, sondern der Wege, es glühet und glänzet nicht alles, es feget sich alles!“

Der Pessimismus ist in keiner Weise geeignet, uns eine tiefere Auffassung vom Wesen des Christentums zu vermitteln oder diesem gar als Stütze zu dienen. Nicht eine tiefsinnige höhere Welt- und Gottesanschauung tritt uns in jenem entgegen, sondern eine niedrigere, dem Geiste des Christentums widerstreitende, in der dieses nicht reicher werden, sondern an allen wahren Werten des Lebens für das Diesseits und Jenseits verarmen würde. Freilich, „Stützen“ sind wohl stets niedriger als das, was sie stützen, doch dürfen sie selbst des festen Haltes innerlich und äußerlich nicht entbehren. Im Inneren des Pessimismus aber nagt der Wurm der Vernichtung!

Und so halte ich meine Anklage voll und ganz aufrecht und beantrage die ewige Verbannung des Angeklagten, des Pessimismus, der sich zu Unrecht ein christliches Mäntelchen übergeworfen, aus allen christlichen Landen. Seinem verehrten Verteidiger, der durch seine Verteidigung nur bewiesen, daß er innerlich mit dem

Angeklagten nichts gemein hat, einen herzlichen Händedruck; dem Pessimismus aber — um des Christentums willen und der höheren Einheit in ihm: „Krieg bis aufs Messer!“

J. Froehlich.



Schopenhauer und Jesus.

In dem Aufsatze „Der Pessimismus als Wegbereiter des Christentums“ (Glauben und Wissen 1904, Heft 2) wird dem Gedanken das Wort geredet, den Pessimismus als geeigneten Bundesgenossen, als Stütze für die christliche Weltanschauung anzusehen. So wertvoll eine philosophische Weltanschauung ist, um den Wahrheitsgehalt der christlichen Religion für tiefer Denkende ans Licht zu stellen, so ist doch die pessimistische Philosophie Schopenhauers die letzte, um diesen Zweck zu erfüllen, weil sie, um mit Dr. Froehlich zu reden (Glauben und Wissen 1903, S. 203), „dem tiefsten Gehalte des Christentums durchaus feindlich ist“. Die in dem oben angezogenen Artikel von La Roche gegebene Ergänzung, resp. Umdeutung der Schopenhauerschen Gedanken läßt von dem Grundriß dieser Philosophie nicht mehr viel übrig und setzt zum guten Teil an die Stelle der Schopenhauerschen Gedanken christliche, womit indirekt zugegeben wird, daß die Schopenhauersche Fassung für unser christliches Denken nicht gut zu gebrauchen ist. In der Tat kann die Religion Jesu als die gesunde, befreiende Lebensauffassung die Schopenhauersche Philosophie als Stütze nicht verwenden, weil beide in ihrem innersten Kerne sich zuwiderlaufen.

Die Mißachtung und Verwerfung alles Natürlichen ist die Achillesferse der Schopenhauerschen Philosophie. Wird das Natürliche als Wertfaktor eingesetzt, dann stürzt das ganze System, der Wille bejaht sich und geht der Erlösung verlustig, er kommt nicht zum „Nichtsein,“ seinem Ausgangspunkte und seinem Ziel, dem *einzigen*, das als solches für ihn Wert hat, nachdem er einmal die Dummheit begangen hat, sich in diesem Jammertale zu objektivieren. Jede Philosophie enthält Wahrheitsmomente, so auch die Schopenhauersche, aber diese Wahrheitsmomente, diese Anklänge an das Christentum mit ihrer Wertung des Leidens, des Mitleids, der Askese, der Resignation und Selbstverleugnung heben seinen Grundirrtum nicht auf, seine Verkennung der Tatsache, daß diese Welt des Scheines, der individuellen Zersplitterung des all-einen Willens, dieses „Jammertal“ für uns Menschen der *einzige Zugang* zu Gott ist und in Bezug auf unsere Erlösung *absoluten* Wert hat. Beseitigen wir diese Welt mit ihren individuellen Strebungen, mit ihren Kulturwerten, so wird Welt und Menschheit für die Gottheit eine quantité négligeable[1]), und insbesondere der Mensch das überflüssigste aller Geschöpfe.

Die Schopenhauersche Philosophie kann nicht *ergänzt*, sondern nur *umgedeutet* werden; damit verlassen wir aber ihren widernatürlichen, ungesunden, pessimistischen Standpunkt und kommen zu Jesus; wir haben dann keine Philosophie mehr, sondern Religion.

1) d. h. etwas, was man vernachlässigen darf.

Das höchste Problem für die Menschheit ist nicht die Verneinung des Willens in Schopenhauerschem Sinne, die Aufhebung und Zerstörung aller irdischen Realitäten samt den Individuen, worauf es bei der Willenslehre am letzten Ende hinauskommt, sondern in dem positiven Sinne Jesu die Versöhnung alles menschlichen Handelns, aller menschlichen Arbeit, aller Kulturbestrebungen mit dem Willen Gottes. Und weil hier Jesus mit der absoluten Forderung auftritt, den Weg der Wahrheit ohne Schuld zu gehen, kann er nicht überboten werden, aber auch nicht erreicht werden, weil dem Menschen absolute Werte versagt sind. Der gute Wille wird und muß uns angerechnet werden zur Gerechtigkeit, in ihm und nur in ihm liegt der Sinn und die Bedeutung unseres Daseins.

Friedrich Paulsen, der bekannte Berliner Philosoph, spricht in einem Aufsatz über Schopenhauer[1]) von zwei Wegen, auf denen bisher die Menschheit ihr Ziel zu erreichen suchte. Der eine Weg, „die aufsteigende Entwickelung," ist der Weg der Kultur. Der natürliche Mensch findet mit seinen Gaben und Kräften in der Kulturbewegung sein höchstes Ziel. Der andere Weg ist der Weg der Erlösung, „die absteigende Entwickelung"; „auf ihm gehen, die durch Ausreißung der Begierden, durch Verneinung des natürlichen Willens zur Ruhe und zum Frieden zu kommen trachten". (S. 66).

Es fehlt nach meiner Ansicht der dritte Weg, der steile und schmale, der Weg Jesu, der Weg des reinen Willens, zu dem die Menschheit nach mancherlei Irrwegen immer wieder hinstrebt. Er ist die Versöhnung der beiden ersten, das Hineinbilden des Willens Gottes in die Welt der Kultur, das eigentliche Problem für die Menschheit, ihr höchstes Ideal. Weil der Mensch eine natürliche und sittliche Seite hat, so muß er beiden Rechnung tragen und kann sein Ziel nur „in dem Willen zur höheren Einheit" beider erblicken. Das Geheimmittel zur Erreichung dieses Zieles gibt ihm die Religion Jesu an die Hand, die deshalb die absolute ist, weil sie mit ihren beiden Tendenzen den beiden Seiten des menschlichen Wesens gerecht wird: dem natürlichen Menschen durch ihre der Welt zugekehrte Tendenz mit der ethischen Zuspitzung, Gott in der Welt, die von ihm geliebt wird, durch Erfüllung seiner Gebote zu dienen und dadurch die sittliche Freiheit, die die Würde des Menschen ausmacht, zu behaupten; — dem sittlichen Menschen durch ihre der Welt abgewandte Tendenz, durch den Hinweis, daß das höchste Gut über die Welt, über alle Kultur und über alle Vernunft hinausliegt, durch den Ruf nach Gott, der des Menschen absolutes Ziel ist, in welchem er den Frieden findet, den die Welt nicht geben kann.

Daß dieser Gott Christi mit dem Dämon „Willen" Schopenhauers nichts zu schaffen hat, wird jedem, der sich Schopenhauers Willenslehre klar macht, einleuchten.

Im christlichen Sinne kommt schon im diesseitigen Leben in der Behauptung der sittlichen Freiheit die Erlösung zum Ausdruck, welche das Individuum durch Entbindung des göttlichen Wesens in ihm auf die Höhe des Lebens führt und welche

1) Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. 3 Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Berlin 1900.

in dem jenseitigen Leben, in „dem Sein in Gott“ ihren Abschluß findet. Für diese unendliche Wertung der einzelnen Menschenseele ist in der Willenslehre Schopenhauers kein Platz, wo umgekehrt schon in der Welt des Individuellen der all-eine Wille alles in allem ist und von einem individuellen Tun oder Geschehen keine Rede sein kann, sondern alles, was das Individuum tut und leidet, ist „immer und ausschließlich nur innerer Lebensvorgang, Manifestation (Äußerung) jenes unbegreiflichen, irrationalen Prinzips, dessen einzige Aufgabe es ist, eben diese seine Unvernunft zu erkennen“[1]) und durch eine radikale Wendung sich aus der individuellen Verstrickung zu erlösen, um in das Nirwana, die absolute Bewußtlosigkeit einzugehen. Im Christentum ist Gott für die Welt und die Welt für Gott da, beide durch das Band der Liebe verbunden; bei Schopenhauer sind Gott und Welt unvereinbare Gegensätze, sie hassen sich gegenseitig.

Darum werden denkende, philosophisch gebildete Menschen, für die Schopenhauer doch in erster Linie geschrieben hat, seine Philosophie als „Wegbereiterin zum Christentum“ nicht ansehen können und in andern Köpfen wird sie mehr Schaden als Nutzen stiften. Mit Recht warnt daher Friedrich Paulsen bei aller Anerkennung des Wahrheitsgehalts des Schopenhauerschen Denkens davor, diesen Philosophen als Erzieher zu empfehlen: „Nicht Schopenhauer, nicht Nietzsche als Erzieher, oder welchen Modegötzen der irrlichterierende Wahnglaube noch aufbringen mag, sondern Jesus von Nazareth“. (Paulsen a. a. O., S. 94).

Otto Friedrich.



Der wissenschaftliche Beweis.

Von einer wissenschaftlichen Arbeit wird in unserer Zeit mehr erwartet, als eine gründliche Kenntnis des Stoffs und eine gewandte Darlegung desselben: sie muß vor allem dazu dienen, die Wissenschaft zu fördern, indem sie neue Gedanken, neue Gesichtspunkte aufweist, neue Theorien aufstellt und dieselben so gut es eben geht auch beweist. Beweis wird aber genannt alles, was geeignet ist, die Wahrheit, die Tatsächlichkeit einer Behauptung über jeden Zweifel zu erheben. Da jedoch die Zweifel etwas Subjektives sind und in ihrer Art und in ihrem Grund je nach den Fähigkeiten, Anlagen u. s. w. der einzelnen Individuen wechseln, so hat auch kein Beweis objektive, d. h. allgemeine Beweiskraft, sondern jeder Beweis hat nur Beweiskraft für den, der sich davon überzeugen läßt.

Wir unterscheiden dreierlei Hauptarten der Überzeugung: 1. die Überzeugung durch den natürlichen Beweis; 2. durch den wissenschaftlichen Beweis und 3. durch den Glauben.

Der natürliche Beweis ist der einfachste, der ohne weitere Gründe und

---

1) Nagel, das Problem der Erlösung. Basel 1901, S. 342.

Erörterungen, durch einfache wahrnehmbare Vorführung der Tatsache von deren Tatsächlichkeit überzeugt. Es ist dies anerkanntermaßen der sicherste Beweis; er bietet aber durchaus keine absolute Sicherheit, da Sinnestäuschungen, Einbildungen, Suggestion, falsche Voraussetzungen u. s. w. seine absolute Beweiskraft hindern. Daran ändert nichts die allgemeine Gleichmäßigkeit der Beobachtung und die Jahrtausende alte Überzeugung: Denn es kann z. B. für ein großes Volk auf Grund allgemeiner jahrtausendelanger Beobachtung und demgemäßer Überzeugung nichts fester stehen, als daß die Sonne aufgeht, am Himmel emporsteigt und wieder untergeht, und doch erklärt unsere Wissenschaft dies für eine Sinnestäuschung: jenen Getäuschten aber ist bis jetzt die Möglichkeit einer solchen Täuschung noch nie zum Bewußtsein gekommen.

Auch das Zusammentreffen verschiedener übereinstimmender Momente kann nur die Wahrscheinlichkeit erhöhen, ohne je die Möglichkeit einer allgemeinen Täuschung und falscher Voraussetzungen ganz aus der Welt zu schaffen.

Der Glaube überzeugt an und für sich ohne weitere Beweise; dadurch aber daß er überzeugt, ist er an und für sich für den Gläubigen Beweis.

Den wissenschaftlichen Beweis, der in unserer Zeit der Verstandesherrschaft am höchsten geachtet wird und dazu dienen soll, den natürlichen, sowie den Glaubensbeweis zu kritisieren resp. zu bestätigen, teilen wir wieder in drei Hauptarten: 1. Den logischen Beweis. 2. Den historischen oder urkundlichen Beweis. 3. Den mathematischen Beweis.

Von diesem wissenschaftlichen Beweis in seinen drei Arten wollen wir hier reden und untersuchen, ob und inwieweit ihm wirkliche Beweiskraft innewohnt.

Wir schicken voraus, daß unsere Einteilung als eine willkürliche erscheinen mag, insofern sich leicht noch mehr Unterscheidungen machen ließen oder auch die drei Arten sich teilweise zu decken scheinen. So wird man den mathematischen Beweis auch einen logischen nennen können; doch weisen wir ihm wegen seiner ganz besonderen Eigentümlichkeit seine besondere Stelle zu; ferner ist der sogenannte historische Beweis zum Teil auch nichts anderes als ein logischer Beweis, soweit er auf Schlußfolgerungen beruht; letztere Art historischer Beweisführung kann man daher auch zum logischen Beweis rechnen, und als historischen Beweis nur den Beweis durch glaubwürdige Urkunden gelten lassen. In dieser Beschränkung zeigt sich der historische Beweis wieder mit dem natürlichen Beweis verwandt, unterscheidet sich aber von demselben wesentlich dadurch, daß er es lediglich mit vergangenen Tatsachen zu tun hat, während der natürliche Beweis sich experimental vor unsern Augen vollziehen muß. Auch der Glaube spielt, wie wir sehen werden, seine Rolle bei dem wissenschaftlichen Beweis. Aus praktischen Gründen möge man aber unsere nicht unanfechtbare Einteilung gelten lassen.

I. Der logische Beweis.

Der logische Beweis beruht auf einer Schlußfolgerung, die dem gesunden Menschenverstand (Logik) entspricht und daher von allen logisch denkenden Menschen anerkannt werden muß. Dies gilt aber nur von den in der Anzahl verhältnismä-

ßig beschränkten Deduktionsbeweisen, d. h. von solchen, die von der Allgemeinheit einer Tatsache auf die Besonderheit schließen, z. B.: Alle Menschen sind Sünder; du bist ein Mensch, also bist du ein Sünder.

In der weitaus größeren Mehrzahl der Fälle, den Induktionsbeweisen, in denen von einer gewissen Anzahl von Einzelerfahrungen aus ein allgemeines Gesetz abgeleitet wird, kann es sich niemals um einen durchaus sicheren Beweis handeln, sondern nur um eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit. Überdies ist auf dem Induktionsweg eine streng logische Schlußfolgerung kaum je möglich, d. h. es läßt sich kein Gesetz aufstellen, von dem gesagt werden könnte, dieses ist die einzig mögliche Folgerung aus den beobachteten Tatsachen: immer wird es eine Reihe von Möglichkeiten geben, die als verschiedene Ansichten oder Theorien einander gegenübergestellt werden; bekommt eine dieser Theorien allgemeine oder bei einzelnen Menschen durch ihre (vielleicht nur subjektiv) größere Wahrscheinlichkeit das Übergewicht, so wird sie von den Überzeugten als Wahrheit geglaubt oder angenommen und bildet eine Grundlage zu Deduktionsschlüssen. Solange nun diese Deduktionsschlüsse auf dem Wege des natürlichen Beweises, d. h. der Beobachtungen und Erfahrungen als richtig erkannt werden, wird die Annahme der Hypothese durch dieselben anscheinend bestätigt und ihre Wahrscheinlichkeit wächst, ohne deshalb je unumstößliche Gewißheit geben zu können, da die Möglichkeit immer offen bleibt, daß neue Erfahrungen eine Abänderung, wenn nicht ein Aufgeben der angenommenen Hypothese veranlassen können.

Wenn wir nun bedenken, wie häufig schon im gewöhnlichen Erfahrungsleben die größte Wahrscheinlichkeit sich durchaus nicht mit der Tatsächlichkeit deckt, ja wie oft gerade das Unwahrscheinlichste, ja Ungeahnte den Tatsachen entspricht, so ist von der Wissenschaft zu fordern, daß sie ihre Induktionsschlüsse niemals als feststehende Wahrheit betrachte, sondern stets nur als Wahrscheinlichkeiten und einstweilige Notbehelfe. Nur Narren werden wie der Famulus Wagner sich brüsten, wie weit es die Wissenschaft auf diesem Wege gebracht habe, während die Verständigen und die wahren Kenner der Wissenschaft mit Faust oder Sokrates die Unsicherheit aller Induktionsschlüsse anerkennen und das Hypothetische ihres Wissens einsehen werden.

Es ist daher stets ein Zeichen von Unwissenschaftlichkeit auf dem Deduktionswege, d. h. also von Hypothesen ausgehend, Erfahrungstatsachen leugnen zu wollen, oder mit anderen Worten, etwas nur deshalb zu leugnen, weil es mit dem Stand unseres gegenwärtigen Wissens unvereinbar scheint.

Die Wissenschaft ist aber jederzeit in diesen Fehler verfallen, weil viele Forscher die angenommenen Hypothesen für unfehlbar halten; deshalb hinkt die Wissenschaft oft genug den Erfahrungen nach, auf die neue Hypothesen sich aufbauen oder die alten sich korrigieren sollten.

Wie steht es aber mit dem Deduktionsschluß? Dies ist ein Schluß, der als solcher dem gesunden Menschenverstand überzeugend einleuchten muß. Der Schluß selber aber beruht auf zwei Prämissen (oder Voraussetzungen), von deren Wahrheit seine eigene Wahrheit abhängt. Die Voraussetzungen fordern also wieder einen

Beweis durch Deduktion, und da auf diese Weise jede Voraussetzung aus zwei anderen Voraussetzungen abgeleitet werden muß, so kommt man zuletzt in ein wahres Meer von zu beweisenden Voraussetzungen, deren jede schließlich unbeweisbar bleibt und entweder nur durch einen hypothetischen Induktionsschluß gewonnen werden kann oder einfach als Axiom, d. h. als eine unbewiesene und nur als richtig geglaubte Tatsache angenommen werden muß.

Nehmen wir als Beispiel eines Deduktionsbeweises den Satz: „Alle Menschen sind Sünder; du bist ein Mensch, also bist du ein Sünder.“ Der Schluß ist unanfechtbar, aber seine Wahrheit hängt von der Wahrheit der beiden Voraussetzungen ab.

Die erste Voraussetzung heißt: Alle Menschen sind Sünder. Dieselbe kann nur durch einen Induktionsschluß „bewiesen“ oder muß als Axiom, als Glaubenssatz, angenommen werden.

Die zweite Voraussetzung „Du bist ein Mensch“ kann auch als Axiom behandelt werden oder man beweist sie durch Deduktion etwa so: Wer die und die Eigenschaften besitzt, ist ein Mensch; du hast die betreffenden Eigenschaften, also bist du ein Mensch. Nun müssen wieder zwei Voraussetzungen bewiesen werden: Die erste muß als Axiom behandelt werden, sie beruht lediglich auf der Übereinkunft, den Menschen als dasjenige Wesen zu erklären, welches die vorausgesetzten Eigenschaften besitzt. Man kommt also hier nur zu einer Übereinkunft, nicht aber zu einem objektiven Beweis. Eine solche Übereinkunft, die allgemeine Annahme einer bestimmten Erklärung, bildet bei den meisten Beweisen die notwendigste Voraussetzung, um dieselben allgemein einleuchtend zu machen, sie bedingt aber auch eine unumgängliche Mangelhaftigkeit des Beweises, da eine Annahme eben keine objektive Tatsache ist.

Die andere Voraussetzung: „Du hast die betreffenden Eigenschaften“ kann auch nicht logisch bewiesen werden, sondern beruht lediglich auf Anerkennung von Tatsachen, schließt daher auch eine Täuschung nicht aus.

Ein Deduktionsschluß beruht daher immer auf zweifelhaftem Grunde und setzt eine Reihe von Axiomen voraus oder mindestens ein Axiom, aus welchem auf dem Wege der Induktion verschiedene Voraussetzungen gewonnen werden, die wegen der Unsicherheit aller Induktionsschlüsse selber nicht viel mehr sind als Axiome, d. h. als Hypothesen, die eben als Tatsachen angenommen werden müssen, ganz abgesehen davon, daß auch das Grundaxiom, aus dem sie notdürftig gefolgert wurden, nicht bewiesen werden kann.

Nehmen wir, um nun noch eine kurze Untersuchung über den Wert oder die Haltbarkeit solcher Axiome anzustellen, das berühmte Axiom „cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich), das bereits einen Schluß enthält. Das eigentliche Axiom ist hier cogito, ich denke. Aus diesem Axiom wird gefolgert: also bin ich, existiere ich.

Zunächst ist zu bemerken, daß das Axiom durchaus willkürlich, ja sogar sehr ungeschickt gewählt ist. Wir könnten hundert andere Axiome an seine Stelle setzen, aus denen wir mit dem gleichen oder noch größerem Recht folgern könnten, daß wir sind: z. B. ich atme, ich fühle, ich esse u. s. w. Ein Beweis des Seins ist

das aber durchaus nicht, sondern nur wieder eine Übereinkunft: schreibe ich allem Denkenden das Sein zu, dann, aber nur dann, kann ich sagen: „also bin ich, weil ich denke“. Wie beweise ich aber dann das Dasein eines Steins? Ist der etwa nicht, weil er nicht denkt? Das Denken ist eben keine notwendige Voraussetzung des Seins und ein anderes Axiom wäre für diese Schlußfolgerung passender.

Erwidert man hierauf: Der wesentliche Unterschied ist der, daß dem Steine sein Sein nicht zum Bewußtsein kommt, und daß das wesentliche des Seins oder der eigentliche Beweis des Seins im Selbstbewußtsein liegt, so müßte der Satz richtig gestellt werden und lauten: „Durch mein Denken komme ich zum Bewußtsein meines Seins“. Da kann aber wieder entgegengehalten werden, daß das Selbstbewußtsein instinktiv sein kann und keine notwendige Folge des Nachdenkens ist.

Was aber die Hauptsache ist, das Denken oder Nachdenken kann deshalb niemals zum Beweis des Seins werden, weil es mindestens ebenso zweifelhaft ist, wie das Sein. Erlaube ich mir, daran zu zweifeln, ob ich überhaupt sei, so kann ich mit wenigstens ebensoviel Recht daran zweifeln, ob ich überhaupt denke. Der Satz cogito ergo sum ist somit eine rein willkürliche Behauptung und im Grunde ein Unsinn. Viel vernünftiger ist es, als einfaches Axiom aufzustellen: Sum! Ich bin! das glaube ich, davon bin ich überzeugt, das nehme ich als feststehende Tatsache an, — aber beweisen kann ich es nicht; denn sobald ich an meinem eigenen Dasein zweifle, so kann ich mit gleichem Recht an allen anderen Tatsachen zweifeln, aus denen ich einen Schluß auf die Tatsächlichkeit meines Daseins ziehen könnte.

Der Satz: „Ich bin!“ mag als das sicherste Axiom gelten — für das subjektive Bewußtsein, aber es läßt sich aus diesem einen Satze noch gar keine Folgerung ziehen. Wir benötigen daher anderer Axiome. Der Stein ist, aber er lebt nicht, er denkt nicht, er hört nicht u. s. w. „Ich lebe“, „ich denke“, „ich höre“ u. s. w. muß ich ebenfalls als Axiome aufstellen; denn wenn ich schließlich auch die Erfahrungen aufzählen wollte, aus denen ich zur Not schließen kann, daß ich lebe, denke, höre u. s. w., so komme ich wieder in Verlegenheit, wie ich die Tatsächlichkeit jener Erfahrungen beweisen will, oder meine Beweise kommen wieder auf eine bloße Übereinkunft hinaus: lebend nennt man diejenigen Wesen, die folgende Eigenschaften besitzen . . . .; ich besitze diese Eigenschaften (Axiom); also lebe ich.

Habe ich nun eine Reihe von Axiomen, die sich auf das Ich beziehen, so kann ich daraus keinerlei beweisende Schlüsse auf irgend ein Objekt ziehen. „Du bist“ und „Er ist“ müssen ebenfalls wieder als Axiome aufgestellt werden mit einem ähnlichen Gefolge entsprechender Axiome. Schließlich kann ich wohl mit Induktionsschlüssen aus Analogie operieren, aber solche Schlüsse führen, wie gesagt, stets nur zu Wahrscheinlichkeiten und haben keine objektive Beweiskraft.

Der logische Beweis kann daher rein nur Hypothesen aufstellen, und nur darauf ausgehen, logisch denkende Menschen von der Wahrscheinlichkeit solcher Hypothesen zu überzeugen. Wer aber glaubt und behauptet, auf diesem Wege unumstößliche Wahrheiten zu gewinnen, dem fehlt es vollständig an logischer Folgerichtigkeit und an der Erkenntnis des hypothetischen Wesens aller Beweise. Dieser Mangel an Logik allein ermöglicht den oft so leidenschaftlichen Streit, bei

dem einer den andern für einen Dummkopf hält und erklärt und mancher es nicht zu begreifen vermag, wie man noch an dem zu zweifeln wagt, was er als wissenschaftlich feststehend ansieht. Wahrer Wissenschaftlichkeit muß jeder Eigensinn ferne stehen, und der wahrhaft Weise kann nie an die wissenschaftliche Unfehlbarkeit seiner Überzeugungen glauben, sondern muß zugeben, daß er nur mit Wahrscheinlichkeiten arbeitet, von denen er nicht verlangen kann, daß sie jedermann einleuchten, und die durch spätere Erkenntnisse wieder unwahrscheinlich gemacht werden können.

Unlogische und halbgebildete Jünger der Wissenschaft glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Götzen, und da die wissenschaftliche Welt aller Zeiten zum großen Teil aus solchen blinden Anhängern der eignen Überzeugung bestand, so muß die Wissenschaft immer und immer wieder zu ihrer Beschämung erfahren, daß das, was sie schon als erwiesen erklärte, nach und nach in sich selbst zusammenfällt, während Tatsachen, deren wissenschaftliche Unmöglichkeit sie behauptete, späterhin anerkannt und in ihr System eingereiht werden müssen.

Zu weiterer Illustration der logischen wissenschaftlichen Schlüsse wollen wir noch einige der „ewig unwandelbaren" Naturgesetze auf ihre unbedingte Zuverlässigkeit hin untersuchen.

Ein allgemein anerkanntes Naturgesetz lautet: „Alle Menschen müssen sterben". Die Aufstellung dieses Naturgesetzes beruht auf einem Induktionsschlusse: Die Erfahrung lehrt, daß bis jetzt kein Mensch dem Tode entgangen ist — also nehmen wir an, daß es auch fernerhin so sein werde.

Ist es aber gewiß, daß bis jetzt kein Mensch dem Tode entging? Die biblischen Berichte von Henoch und Elias stellen Ausnahmen fest. Die Wissenschaft erklärt diese Berichte für Sagen. Warum? Weil sie angeblich dem oben genannten Naturgesetz widersprechen. Hier haben wir einen Kreistrugschluß: 1. Weil angeblich nie ein Mensch dem Tode entgangen ist, deshalb wird behauptet, daß alle Menschen sterben müssen. 2. Weil angeblich alle Menschen sterben müssen, deshalb wird behauptet, daß nie ein Mensch dem Tode entgangen sei.

Die induktive Methode arbeitet fast ausschließlich mit solchen Trugschlüssen, und es ist dagegen festzustellen: jede Formulierung eines Naturgesetzes beruht auf einer Hypothese, die sich auf eine Reihe von Erfahrungen gründet, und es ist nie und nimmer erlaubt auf Grund eines solchen hypothetischen Gesetzes die Tatsächlichkeit angeblicher Erfahrungen zu leugnen, die dem allgemein formulierten Naturgesetze widerstreiten. Mit andern Worten: so allgemein giltig ein Naturgesetz uns erfahrungsgemäß auch scheinen mag, so haben wir nicht das Recht zu behaupten, es könne keine Ausnahmen zulassen.

Ferner: wer verbürgt uns die Richtigkeit der Formulierung? Sollte es auch unbestrittene Tatsache sein, daß bis jetzt ausnahmslos alle Menschen starben, woher wissen wir, ob dies nicht blos auf einem zufälligen Zusammentreffen beruht? In der Tat, nach der christlichen Religionslehre lautet das Gesetz anders, nämlich: Alle Sünder müssen sterben. Und nur deshalb weil alle Menschen Sünder sind, müssen sie alle sterben. Ausnahme: Christus war sündlos — er mußte nicht sterben (er starb freiwillig).

Mangelhafte Erkenntnis und lückenhafte Erfahrung, mit denen bei allem menschlichen Wissen zu rechnen ist, bedingen die Möglichkeit, daß wir aus Unkenntnis alle Naturgesetze unrichtig formulieren.

Endlich: der Satz „alle Menschen müssen sterben“ gründet sich im besten Fall auf die bisherige lückenlose Erfahrung. Immer noch bleibt die Möglichkeit offen und ist wissenschaftlich nie zu widerlegen, daß unter noch nicht dagewesenen Bedingungen der Satz nicht gilt, und daß die Formulierung des Naturgesetzes sich späterhin eine Korrektur gefallen lassen muß.

Nehmen wir ein anderes Naturgesetz: „Es ist unmöglich einen Toten wieder in's Leben zurückzurufen“. Dies ist wieder ein Induktionsschluß beruhend auf bisheriger angeblich lückenloser Erfahrung. Zwar wird von ältesten Zeiten her bis zu unsern Tagen von nicht wenigen wirklichen Totenerweckungen berichtet. Alle diese Berichte werden aber von der Wissenschaft — einzig und allein auf Grund des Naturgesetzes — für fabelhaft und unerwiesen erklärt und höchstens wird zugegeben, es habe sich um Scheintote gehandelt.

Wieder ein Kreistrugschluß! 1. Es wurde nie ein Toter ins Leben zurückgerufen, also ist dies unmöglich. 2. Es ist unmöglich einen Toten ins Leben zurückzurufen, also ist es auch nicht geschehen.

Wie willkürlich oft die Wissenschaft in ihren Schlüssen zu Werke geht beweist z. B. der Umstand, daß viele Anthropologen als erwiesene Tatsache ansehen, daß die Menschenrassen im Laufe der Jahrtausende ihre Rasseneigentümlichkeiten durchaus unverändert bewahrt haben; während andererseits Ernst Häckel und seine Anhänger mit ebenso großer Bestimmtheit behaupten, es sei erwiesen, daß die ganze Menschheit vom Affen abstamme und überhaupt alle Lebewesen der verschiedensten Klassen durch allmählige Entwickelung sich aus einer Urzelle gebildet haben. Und, merkwürdig! Dieselben Anhänger der Darwin'schen Entwickelungstheorie benutzen auf der andern Seite das Gesetz der unwandelbaren Erhaltung der Rasseneigentümlichkeiten, um aus Knochen und andern Überresten mit wissenschaftlicher Sicherheit die Formen der urweltlichen Geschöpfe wieder zu konstruieren, welche als Glieder einer ununterbrochenen Kette im Entwicklungsgang der höheren Säugetiere aus der Urzelle, dazu dienen müssen, ihre vollständig entgegengesetzte Theorie zu beweisen. Oder, um mich klarer auszudrücken, mittelst der Theorie von der Beständigkeit der Merkmale zeichnen sie die Tierformen, die als Beweis der Veränderlichkeit der Merkmale dienen sollen; denn auch die allmähligsten Übergänge in der Entwickelungstheorie bedingen doch eine solche konstante wesentliche Veränderung.

Was hilft es, daß man die völlig willkürliche Hypothese eines Millionen und aber Millionen von Jahren dauernden Entwickelungsganges aufstellt; nach der hier allein angewendeten Induktionsmethode wäre ja einzig und allein der Schluß berechtigt: was sich hundert und tausend Jahre lang gleich blieb, bleibt sich auch in Millionen von Jahren gleich; endlich ist eine langsame Veränderung nicht einleuchtender als eine plötzliche: der Vorgang bleibt sich im Grunde gleich, ob eine große Wassermasse durch eine ungeheuere Glut plötzlich in Dampf verwandelt wird oder bei mäßiger Wärme erst im Laufe von Jahren. Dieses Beispiel zeigt zugleich,

wie unzuverlässig alle Berechnungen des Alters der Erde und der einzelnen Weltperioden sind; denn die gleichen Umwandlungen, die nach unsern Berechnungen Hunderttausende von Jahren gebraucht haben sollen, können unter der Einwirkung ungleich gewaltigerer Naturkräfte und Naturereignisse in früheren Weltperioden sich ungleich rascher vollzogen haben.

Auch die Formulierung physikalischer Naturgesetze ist von unseren jeweiligen Kenntnissen und Erkenntnissen und von unsern lückenhaften Beobachtungen abhängig. Ist z. B. das Gesetz „Die Wärme dehnt die Körper aus" auch durch tausend Versuche bestätigt worden, so entdeckt man einmal einzelne Ausnahmen, wo es sich um feuchtigkeithaltende oder durch Eisbildung ausgedehnte Körper handelt, die sich unter dem Einfluß der Wärme zunächst zusammenziehen: nun muß sich das Gesetz in seiner allgemeinen Fassung eine Beschränkung gefallen lassen. Spätere Erkenntnisse lassen die Ausdehnung als das Streben der Moleküle zur Isolierung von einander bezeichnen, so daß die Formulierung wieder verbessert werden kann.

Kurz und gut, auch in Bezug auf die Naturgesetze müssen wir sagen: weder können sie zweifellos bewiesen werden, noch können sie als sichere Beweismittel benutzt werden; denn wir kennen kein Naturgesetz mit zweifelloser Bestimmtheit und können daher aus keinem der bisher wissenschaftlich formulierten Naturgesetze Folgerungen ziehen, von denen wir im vornherein mit unbedingter Gewißheit behaupten könnten, daß sie zutreffend seien. Ist aber das Zutreffen in einer noch so großen Reihe von Fällen experimental erwiesen, so ist damit nur die Wahrscheinlichkeit der richtigen Formulierung des betreffenden Gesetzes erhöht, nie aber ihre absolute Wahrheit verbürgt. W. Mader.

(Schluß folgt.)



Fluorcalcium, ein Zeuge für die zielstrebige Lebenskraft.

Blut ist bekanntlich die konzentrierteste, dickste Flüssigkeit im menschlichen Körper, ein Chaos von chemischen Verbindungen, wie es in der anorganischen Natur mit ihrer Neigung zu Niederschlägen in Lösung nicht bestehen könnte, eine Flüssigkeit, aus welcher Knorpel, Muskeln, Sehnen, Nerven, Drüsen, Knochen und Haare hervorgehen, ohne daß die solchen Gebilden eigentümlichen Stoffe schon vorgebildet oder in der Anlage darin enthalten sind; eine Flüssigkeit, aus der sich der Körper mit seinen zweckdienlichen Einrichtungen allmählich aufbaut, und durch welche er dann erhalten und zu steter Arbeitsleistung befähigt wird. Das Blut ist ein Gemisch höchst verschiedener organischer und anorganischer Stoffe, die, in steter Wechselwirkung und Erneuerung begriffen, doch zu einem großen gemeinsamen Ziele einträchtig und

einmütig zusammenwirken, siegreich selbst gegen den Kampf ums Dasein, der auf Vernichtung alles Lebenden hinausgeht, wie sie das Zufallsspiel sinnloser Kräfte zur Folge haben muß. Das Blut ist ein gar eigener Saft. Manche anorganische Stoffe sind in ihm nur in ganz winzigen Mengen enthalten, und doch erfüllen sie im Körper Arbeiten, die zur Erhaltung des Lebens unerläßlich sind.

Auf die hohe Bedeutung gewisser Mineralstoffe für die gesunde Blutbildung hat zuerst Hensel und nach ihm Hartung mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Diese Stoffe sind offenbar in Speise und Trank enthalten, die wir genießen, und werden durch den Verdauungsvorgang dem Blute zugeführt. Dabei scheint die Leber, deren Abscheidungsprodukt, die Galle, bei der Nachverdauung im Zwölffingerdarm eine so wichtige Rolle spielt, in hervorragender Weise durch einen in ihren Zellen enthaltenen Stoff, das Glutin, mitzuwirken. Dies spaltet sich nämlich infolge eines Gärungsvorgangs in Leucin und Glykocholsäure. Während letztere basische Stoffe, wie Kali, Natron, Kalk und Magnesia begierig aufnimmt, bindet ersteres wegen seines Ammoniakgehalts die anorganischen Säuren, wie Schwefelsäure, Phosphorsäure und Salzsäure, die sich nun mit jenen Basen zu solchen Salzen vereinigen, wie sie im Körper gebraucht werden. Dabei wird also eine strenge Auswahl getroffen, auch werden nur ganz bestimmte, zur Erhaltung des Stoffwechsels nötige Mengen festgehalten. Am merkwürdigsten verhält sich zum Glutin das Fluorcalcium, nämlich in einer Weise, die mit seinem Verhalten in der anorganischen Natur in einem geradezu rätselhaften Widerspruch steht. Dieses Salz ist nämlich im reinen Wasser so gut wie unlöslich. Erst $2^1/_3$ Millionen Teile Wasser vermögen 1 Teil Fluorcalcium aufzulösen, und selbst vom Karlsbader Wasser, dessen Lösungsvermögen wegen seiner hohen Temperatur und seines Mineralgehaltes ja bekanntlich sehr groß ist, erst 200000 Teile. In der Milch ist das Fluorcalcium in so geringer Menge enthalten, daß eine Mengen-Bestimmung sich kaum vornehmen läßt. Nun enthält aber der Körper des Erwachsenen 88 g Fluorcalcium. Sie verleihen den Knochen Festigkeit, zumal denen des Rückgrats und der Extremitäten, und den Zähnen Haltbarkeit; in ihrem Schmelz sind 2% Fluorcalcium enthalten. Da nun neugeborene Kinder Zähne nicht mit auf die Welt bringen, dieselben vielmehr erst später auftreten und zwar noch während der Zeit, wo Mutter- oder Kuhmilch ihre ausschließliche Nahrung sind, so müßte ein Kind 800 Jahre lang täglich 1 Liter Milch trinken, um bei dem äußerst geringem Fluorcalciumgehalt derselben die Menge von 88 g dieses Stoffes nach und nach aufzunehmen. So kann also die erforderliche Menge von Fluorcalcium nicht in den Blutkreislauf gelangen. Dann bleibt nur die Annahme übrig, daß das Kind die für das Milchgebiß nötige Menge von Fluorcalcium zum größten Teil mit auf die Welt bringt als Erbteil von der Mutter, der sie entzogen worden ist. Hierfür scheint der Umstand mitzusprechen, daß im Beginn der Schwangerschaft sich häufig Zahnschmerzen einstellen, und der eine oder der andere Zahn, meist Backenzähne, endlich schadhaft werden, zerbröckeln und ausfallen, weil sie des schützenden Schmelzes beraubt worden sind. Der Schmelz wurde eben aufgesogen und in den Blutkreislauf zurückgeführt. Wie wunderbar, wenn man die Schwerlöslichkeit des Fluorcalciums bedenkt, von welchem die 6 Liter Blut im mensch-

lichen Körper nur eine ganz winzige Menge, kaum wägbar, zu lösen vermöchten wenn hier nicht noch andere als die chemisch-physikalischen Kräfte tätig wären. Noch wunderbarer aber ist der Umstand, daß das aufgesogene Fluorcalcium so lange un benutzt zurückgehalten wird, bis es Verwendung finden kann, und dann seine Ab lagerung mit dem Verfestigungsvorgang der Knochen infolge von Aufspeicherung des kohlensauren und phosphorsauren Kalkes und der Entwicklung des Gehirns gleichen Schritt hält. Und warum dies? weil das Kauen eben gewisse Widerstandsfähigkei und Kraft der Kinnbacken und den Zustand des Bewußtseins voraussetzt. Hunde denen man die Hirnrinde ausgeschnitten hatte, konnten nicht mehr kauen. Auswählende Aufnahme des Fluorcalciums, Ablagerung an geeigneten, zweckdienlichen Stellen Aufsaugung desselben unter gewissen, dies erheischenden Umständen: das sind offen bar Vorgänge, die von denen, die wir in der anorganischen Natur beobachten, völlig verschieden sind. Diese löst auf und schlägt aus Lösungen nieder Mengen, di sich mathematisch genau berechnen lassen, immer und ewig die gleichen Mengen, so lange kein Hindernis vorhanden ist, das sich aber auch nur zufällig einstellen, so daß dann ein beabsichtigter, vernünftiger Zweck nicht erreicht werden kann. — So weiß man bestimmt, daß im Karlsbader Sprudel jährlich 12500 kg Fluorcalcium au unterirdischen Felsmassen in gelöstem Zustande zutage gefördert und wieder abge schieden werden. Dagegen läßt sich nimmermehr voraussehen und berechnen, ob ein Kind in Karlsbad, dessen Quell- und Brunnenwasser ja so reich an Fluorcalcium ist, mit guten dauerhaften Zähnen heranwachsen werde, ja es kann schlechtere Zähn haben als ein Kind der Stadt Zittau, deren Wasserleitungswasser fast chemisch rein ist. Wie kommt es ferner, daß die winzige Fluorcalcium-Menge mancher Gebirg nicht durch die seit Jahrhunderten erfolgte Vermehrung der Menschen und Tier schon gänzlich verbraucht ist? Nun will man allerdings beobachtet haben, daß di Knochen und Zähne vorweltlicher Tiere statt 2,5% bis 16% Fluorcalcium enthalten daß also entweder der Boden vordem reicher an diesem Mineralstoff gewesen ist oder daß jene Tiere, wie v. Liebig vermutete, eine größere Fähigkeit besaßen, sic aus der Nahrung Fluorcalcium anzueignen. So soll nach Middleton die Anhäu fung des Fluorcalciums durch Wasserinfiltration geschehen sein, indem das Wasse unter Mitwirkung der Kohlensäure fort und fort geringe Mengen des Salzes au dem Boden aufnahm und dann, von den betreffenden Tieren genossen, in den Knoche wieder abgab; aber ebensogut konnte das Fluorcalcium aus den Knochen wieder aus gelaugt werden, wie z. B. bei der Knochenerweichung die Knochenerde wieder auf gesogen wird.

Wo findet man nun aber jenen großen Fluorcalcium-Gehalt? In den Zähne von Tieren wie Anoplotherium, Hyrachos und Dinotherion. Das waren gewaltig Pflanzenfresser, die zum Teil von Zweigen und Nadeln der Kiefern lebten, die si mit mächtigem Gebiß zermalmen mußten. Daher bei diesen Tieren für Fluor calcium eine ganz besonders starke auswählende Aufnahme! Eigentümlich ist's ferne bei den Nagetieren, wo Schmelz nur die vordere Seite der Schneidezähne bekleide die daher fortwährend bei Abnutzung sich durch Nachwachsen ergänzen. Gerade rätselhaft endlich ist es, wenn man nur mit chemisch-physikalischen Kräften rechne

von deren eigentlichem Wesen und Ursprung wir übrigens auch noch herzlich wenig wissen, daß, nachdem Knochen und Zähne, welche trotz steter Blutzufuhr nicht die Spur Eisen aufnehmen, die ihren Funktionen angemessene größere Menge an Fluorcalcium sich angeeignet haben, die auswählende Aufnahme völlig aufhört, daß weder Alter noch Geschlecht, und innerhalb der Klasse der Säugetiere weder Ordnungen noch Familien, Gattungen und Arten in der chemischen Zusammensetzung der Knochen und Zähne wesentliche Unterschiede zeigen, soweit sie nicht durch den Kauvorgang bedingt sind. Größere Unterschiede finden sich erst, wenn man zu den Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fischen herabsteigt, nämlich eine fortgesetzte Verminderung des Mineralgehalts.

Mit der Annahme, daß bei all den erwähnten Erscheinungen uns schon bekannte chemisch-physikalische Kräfte ihr willenloses Spiel treiben, kommt man also nicht weit. Sie reichen zu einer Zielstrebigkeit der Aufnahme und Auffaugung nicht aus. Beide sind demnach beredte Zeugen für das Dasein einer Lebenskraft, die sich allerdings den Kräften der anorganischen Natur einfügt und anreiht, aber doch auch selbständig auftritt und dann bisweilen so launenhaft verfährt, daß wir uns vergeblich bemühen, ihre geheimen Absichten und Ziele zu ergründen. Das beweisen am besten die Zähne der Menschen mit ihrem wechselnden Gehalt an Fluorcalcium.

Joh. Müller.



Was ist evangelische Rechtgläubigkeit? Das ist gewiß eine zeitgemäße Frage, heute, wo sich so viele Parteien in der evangelischen Kirche gegenüberstehen, die alle „rechtgläubig" sein wollen. Sie ist von Prof. Kaftan auf der kirchlich-theologischen Konferenz in Berlin beantwortet worden.[1]) Rechtgläubigkeit ist ihm nicht eine verstandesmäßige Zustimmung zu einer Summe von Lehren, sondern sie erwächst aus dem persönlichen Glaubensverhältnis zu Gott, wie es sich in Jesus geoffenbart hat. Kaftan wendet sich dabei auch entschieden gegen das sogenannte undogmatische Christentum und betont, daß unter seiner Herrschaft die evangelische Kirche gänzlich auseinander fallen würde. Der Inhalt des Glaubens nun ist in der geoffenbarten Wahrheit gegeben, wie sie die heilige Schrift und die Bekenntnisschriften enthalten. Kaftan fordert daher eine feste „Lehrordnung". Er sagt: „religiöse Meinungen darzubieten, dazu ist die Kanzel nicht da." Nach ihm müssen die Lehren vom Dreieinigen Gott und von der Gottheit Christi das Wahrzeichen des Christentums sein und bleiben. Ebenso erfreulich wie diese Feststellungen ist es, wie Kaftan den sogenannten „modernen Menschen" kennzeichnet: „ein aus Vorurteilen, mißverstandenem Halbwissen und Autoritätsduselei zusammengesetztes Wesen." Ihm darf unser Christentum nicht angepaßt werden. Kaftan hält die Frage nach der Recht-

1) Der Vortrag ist als Broschüre erschienen. „Was die Rechtgläubigkeit in der evangel. Kirche bedeutet." Berlin, G. Nauck, 22 S. 0.50 Mk.

gläubigkeit der Theologen für unerläßlich, wenigstens aber sollten sie bei ihrem Streben nach Wahrheit sich in der Richtung der Rechtgläubigkeit befinden, sonst sollten sie das Amt des Wortes in der Gemeinde nicht begehren.

Wir freuen uns von Herzen dieses mannhaften Zeugnisses eines so bedeutenden Theologen. Es tut wahrlich not, daß es einmal fest und bestimmt in dem Wirrwarr der religiösen, subjektiven Meinungen ausgesprochen wird: wir haben eine Lehrordnung nötig! Ohne eine solche drohen wir in dem uferlosen Meer unkontrollierbarer Gefühle schier zu versinken.

* * *

Es ist nicht zu verwundern, daß man das neue „Radiumlicht" für den Genesisbericht der Schöpfung in Anspruch nimmt, so meint die Saturday Review in London: „Aus unserer heutigen Kenntnis von den Eigenschaften des Radium, dieses mit Körperstrahlen begabten Stoffes, und anderer atomisch (?) strahlender Sonnen erlaube ich mir den Schluß zu ziehen, daß ein Ring in die Beweiskette eingefügt worden ist, die eine Übereinstimmung zwischen dem ersten Kapitel der Genesis und den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung vermittelt."

Der Verfasser will damit sagen, daß jenes erste Licht von Gen. 1, 3, von dem Ladenburg in seinem Vortrag so verächtlich sprach, Radiumlicht gewesen sei. Es ist uns zweifelhaft, ob der Sache mit solchen Annahmen gedient ist, allein, das eine ist allerdings wichtig: es wird durch alle diese neuentdeckten Strahlen mehr und mehr nachgewiesen, daß das „Licht" auch von der Sonne unabhängig sein kann, und daß jene Stelle des Schöpfungsberichtes also nichts Ungereimtes enthält (vergl. mein Buch: „Bibel und Naturwissenschaft" S. 121 ff.).

* * *

Der Ausschluß von Geistlichen bei sozialdemokratischen Begräbnissen soll künftighin streng durchgeführt werden. In einer Versammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins für den vierten Berliner Reichstagswahlkreis wurde beschlossen, den verstorbenen Mitgliedern nur dann einen Kranz mit roter Schleife zu widmen, wenn kein Geistlicher bei der Beerdigung mitwirkt. Wie betont wurde, soll die Anwesenheit der Geistlichen bei diesen Begräbnissen öfter zu Störungen Anlaß gegeben haben. Die anderen sozialdemokratischen Vereine werden ähnliche Beschlüsse fassen, in einigen sind derartige Anträge schon angenommen.

Dies ist ein neuer Beweis für den Terrorismus der Sozialdemokratie, auch auf religiösem Gebiet. Und dabei wird nun immer noch behauptet, sie überließe die Religion als Privatsache ihren Genossen. Ob nun die rote Schleife wohl oft imstande sein wird, die Genossen in der letzten Not zu trösten und durch das dunkle Tal des Todes zu führen?

* * *

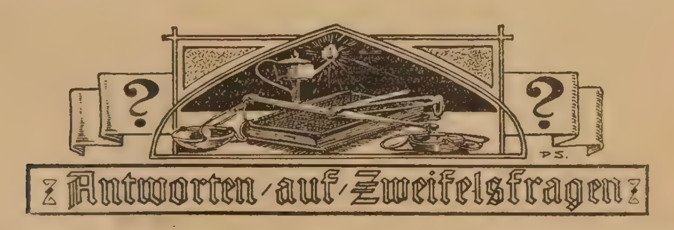
Von ärztlicher Seite wird ein höchst bemerkenswertes Licht auf die Nietzschefrage geworfen. Kürzlich erschien eine medizinische Abhandlung, die auf syphilitische Vergiftung Nietzsches schon in seinen Jugendjahren (1866) hinwies: wertvoller noch ist eine Studie, welche der französische Irrenarzt Dr. Michaut in der „Clinique générale de chirurgie" veröffentlicht, und in der er mit Sorgfalt die verschiedenen Analogieen zwischen der Psychologie Nietzsches und der Psychologie eines an allgemeiner fortschreitender Paralyse (mit Blödsinn endende Gehirnlähmung) leidenden Menschen untersucht.

Zur Zeit als Nietzsche seine „Morgenröte" schrieb (1881), habe danach die Krankheit ihr Zerstörungswerk begonnen. Die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" seien das Werk eines hysterischen und nervenleidenden, aber immerhin noch nicht geistig kranken Menschen gewesen. Erst nach der Veröffentlichung dieser beiden Werke sollen sich bei Nietzsche die Symptome der allgemeinen Paralyse gezeigt haben; von diesem Zeitpunkt an arbeiteten die Nervenzellen seiner Hirnschale nicht mehr normal. Unter den Krankheitszeichen erwähnt Dr. Michaut zuerst die Augenmigräne, an der Nietzsche mehr als hundert Tage in einem Jahre litt (er selbst

hat das genau ausgerechnet) und die durch kein Heilmittel weggescheucht werden konnte. Andere Zeichen sind seitdem, daß er nie mehr seinen Gedanken an andere Schriftsteller anknüpft, daß er in Aphorismen, ohne logischen Zusammenhang, in Widersprüchen, Wortspielereien, selbst erfundenen Werke schreibt und sich in Größenwahn ergeht. Zarathustra, der Übermensch, ist Nietzsche selbst, und in dieser Theorie vom „Übermenschen“ muß man eine ganz besondere Form von Größenwahn erkennen. Man kann jeden Augenblick beobachten, daß Geisteskranke, die an allgemeiner Paralyse leiden, sich für Millionäre, für Gott, Übergott oder für Gottes Sohn halten, ebenso wie Nietzsche sich für einen Übermenschen hält, im Gegensatz zu dem großen Haufen der Herdenmenschen. Dr. Michaut kommt also zu dem Schlusse, daß Nietzsches Wahnsinn begann, als er „Morgenröte“, „Fröhliche Wissenschaft“ schrieb und „Zarathustra“ weit vorgeschritten war.

Darnach sollten denn doch die zahlreichen Verehrer des unglücklichen „Dichterphilosophen“ ihre Begeisterung für die Produkte eines kranken Geistes etwas revidieren. Freilich bis die Nietzsche-Vergiftung aufhört, wird noch manches Jahr vergehen, zumal krankhaft veranlagte Naturen immer wieder gern zu ihm greifen werden, weil sie in seiner krankhaften Philosophie verwandte Saiten anklingen hören. Die Statistik der durch Nietzsche zum Selbstmord getriebenen Unglücklichen wird also noch weiter gehen. Erst kürzlich berichteten die Zeitungen wieder von einem deutschen Maler, der auf italienischem Boden mit dem Revolver den Tod suchte, in seiner Tasche fand man Nietzsches „Zarathustra“. Die grausige Verantwortung, die er mit seinen Lehren auf sich lud, kann einen erbeben machen. Angesichts dessen klingt aus jenen ärztlichen Zeugnissen fast ein mildes Trostwort heraus: er war ein kranker und unglücklicher Mann.

In dieselbe Rubrik gehört etwas anderes. S. Keller erhielt neulich einen Brief mit dem Bericht über einen jungen Mann, den Haeckels „Welträtsel“ in den Unglauben und weiter in den Selbstmord getrieben hatten. Keller hat den ergreifenden Brief an Haeckel gesandt. Eine Antwort ist nicht erfolgt. Ob er wohl wirklich nichts von Verantwortung empfindet. Freilich, er hält ja den freien Willen für „Täuschung“, also kann es für ihn auch keine sittliche Verantwortung geben. E. Dennert.



Frage 35: „Wie verhält es sich mit der langen Keimfähigkeit der Weizenkörner, die man bei ägyptischen Mumien gefunden hat.“

Die Keimfähigkeit des Mumienweizens ist niemals wirklich erwiesen. Ja, man kann wohl sagen, sie ist unmöglich. Wie Wittmack in Englers Botanischen Jahrbüchern (1903, Beiblatt 73) berichtet, hat Gain (Comptes rendus 11. Juni 1900 und 23. Dezember 1901) gezeigt, daß der Keimling beim Mumienweizen, aus dem die ganze Pflanze entsteht, vom Mehlkörper abgerückt ist, und daß seine Zellen, sowie die des Schildchens verändert sind. Daraus aber folgt, daß eine Keimung hier ebenso wenig wie bei den peruanischen Maiskörnern aus den Gräbern von Ancon möglich ist. Letztgenannte Körner besitzen nach den Untersuchungen von Wittmack schon einen ganz gebräunten Keimling, obgleich sie lange nicht so alt sind wie der Mumienweizen aus Ägypten. – Professor Giglioli von der landwirtschaftlichen Hochschule in Portici meint, daß, wenn man allen Austausch mit dem umgebenden Medium (Luft usw.) abhielte, die Keimkraft der Samen unbegrenzt sein müßte, selbst die des Mumienweizens und der Samen von Pompeji und Herculanum. Das ist

aber nicht möglich, und daher geht die Keimkraft verloren. — Giglioli teilt in Nature vol. L II, 1895, S. 545 u. a. mit, daß von 60 Luzernesamen, die 16 Jahre in starkem Alkohol aufbewahrt waren, noch 40 keimten oder 66,6 %, in alkoholischer Quecksilber-Sublimatlösung 20,2 % usw. (Wittmack, Die in Pompeji gefundenen pflanzlichen Reste. Englers Botanische Jahrbücher 1903, Beiblatt 73). — Die von Giglioli mit den Samen von Pompeji angestellten Keimversuche waren jedoch ohne Erfolg.

Die Legende von der erhalten gebliebenen Keimfähigkeit des sogenannten Mumienweizens stammt von Prof. K. M. v. Sternberg in Prag († 1838), der den „Weizen", ohne ihn erst zu untersuchen, aussäte. Um ihm eine Freude zu machen, säten seine Kinder ohne sein Wissen frische Körner darunter, die selbstredend richtig keimten und den erfreuten Gelehrten veranlaßten, die bewußte Angabe in die Literatur zu bringen, in der sie sich seither wie so manche andere Legende erhalten hat. In Wirklichkeit handelt es sich nun nach Körnicke hierbei überhaupt nicht um Weizen, sondern um „gegerbte", d. h. entkörnte Hülsen, von Emmer (eine Art Weizen, Triticum dicoccum Schrank). In der botanischen Abteilung des Museums des Naturhistorischen Vereins für Rheinland-Westfalen befindet sich eine von Dr. Borchhardt 1903 einem Grabe der 12. Dynastie (etwa von 2130 v. Chr. an) bei der großen Pyramide von Abukir entnommene, von G. Schweinfurth geschenkte und von Körnicke untersuchte Probe dieses Materials, das als Schutz der Leiche das Grab bis oben füllte. Es dürfte der sogenannte Mumienweizen demnach ein ähnliches Packmaterial gewesen sein, wie es die Buschweizenspreu ist, in der die holländischen Züchter die Hyacinthen u. a. Zwiebeln versenden. — Assistent K. in B. und Cand. rer. nat. H. in B.

Frage 37. Frau Ww. W. in St. J. fragt, was es mit den Behauptungen des nachfolgenden Zeitungsausschnittes für ein Bewandnis hat.

„Das Volk ohne Gott. Aus London wird der „Frkf. Ztg." berichtet: Ein Kenner japanischer Zustände, Herr Joseph Mc. Cabe, hielt dieser Tage hier einen Vortrag über das Thema: „Japan eine Nation ohne Gott". Der Vortragende führte aus, Japan habe eigentlich drei Religionen: Schintoismus mit Millionen von Gottheiten, Buddhismus mit einer Anzahl Götter und Konfuzianismus, die Hauptreligion ohne Gottheit und ohne irgendwelche Beziehung zu einer Gottheit. Während der letzten tausend Jahre ist jeder gebildete Mann in Japan Anhänger des Konfuzius gewesen. Schintoismus, die eigentliche einheimische Religion, ist eine Mischung von Naturanbetung und Ahnenkultus; er will das Volk nicht moralisch beeinflussen und ist lediglich ein Kultus der Zeremonien. Der Buddhismus ist eine edle Religion; moralisch und erhebend in seiner Auffassung ist er leider zum Formenkram geworden und in theologischen Spekulationen versumpft. Auf die besseren Regungen der Nation übt er keinen Einfluß mehr aus. Der Konfuzianismus dagegen war die Quelle aller idealen Bestrebungen in Japan. In den japanischen Schulen wird keine Religion gelehrt, den Kindern werden nur allgemeine ethische Begriffe beigebracht. Gott oder der Himmel werden nie erwähnt. Den Kindern wird bloß die einfache menschliche Pflicht gelehrt, die der Mensch gegenüber dem Menschen hat. Seit tausend Jahren hat der japanische Nationalgeist es sich genügen lassen, eine rein ethische Kultur im Volke zu pflegen. Im Herzen der Nation hat der Konfuzianismus eine Stätte gefunden, und alle Versuche, das Christentum auszubreiten, sind fehlgeschlagen."

Auf diese Frage, welche angesichts des gegenwärtigen Interesses für Japan in seinem Krieg gegen Rußland allgemeinere Teilnahme verdient, wird uns von Herrn Direktor Fr. Br. in A., der lange in Japan lebte, folgende Antwort erteilt:

Man redet gewöhnlich von drei Religionen in Japan: Schintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus. Der letztere ist keine Religion sondern eine Moral. Der Konfuzianismus ist von China (s. Heft 5. S. 170) nach Japan gekommen; er vertritt die Lehren von der ursprünglich guten Natur des Menschen und der Möglichkeit, aus eigener Kraft seine ideale Natur zu verwirklichen, die Tugenden des Wohlwollens, der Weisheit, der Schicklichkeit, der fünf Grundverhältnisse: des Weibes zum Manne, der Kinder zu den Eltern, des Jüngeren zu dem Älteren, des Dieners zum Herrn, des Freundes zum

Freunde. Es gibt auch japanische Gelehrte, die behaupten, schon lange vor Konfuzius habe Japan die fundamentalen Grundsätze besessen. Die altjapanische Moral gipfelt in den Grundsätzen der Loyalität (Ergebenheit) gegen den Herrscher (Kaiser), des Gehorsams gegen die Eltern, der Reinheit und der Ehre. Auf diesen Tugenden beruht die nationale Macht und Einheit der Japaner. Loyalität und Patriotismus sind die Grundsäulen altjapanischer Ethik; diese will man wieder zur Grundlage der moralischen Erziehung in den japanischen Schulen machen. Damit ist naturgemäß verbunden überspannte Erregbarkeit, unbedachte Aufopferung des Lebens, Nichtachtung des Todes, die üble Angewohnheit, über alles zu räsonnieren und zu kritisieren. Ihrer Verehrung für die konfuzianische Moral geben ihre japanischen Anhänger Ausdruck durch die blinde Wut und den fanatischen Haß, womit sie das Christentum verfolgen. Die konfuzianischen Schriftsteller ergehen sich in wüsten Schimpfereien gegen das Christentum.

Die Schintoismus-Götterlehre ist die ursprüngliche Religion der Japaner; dieselbe ist Naturvergötterung, insonderheit Verehrung der Sonne. Die Sonne gilt als Stammmutter des Kaisers, die alten Naturgötter als die Vorfahren des japanischen Volkes. In den Naturmächten erblickte man die eigenen Ahnen, und aus der Naturvergötterung entstand die Ahnenverehrung. Der Japaner verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor der Sonne, begrüßt sie mit den Händen freudig klatschend, oder er bringt dem Geiste eines Verstorbenen Opfer aus Reis oder Blumen dar — das ist der schintoistische Japaner. In Wirklichkeit wird jeder Verstorbene als Geist (Kami) oder Gott verehrt. Öffentliche Götter werden nur die Geister hervorragender Persönlichkeiten. Der Kaiser (Mikado) gilt als Gott; in japanischen Schulen wird gelehrt, daß er der Sohn der Sonnengöttin sei, aber niemand glaubt das in Wirklichkeit. Gottesdienst oder Predigten, religiös-sittlichen Unterricht kennt der Schintoismus nicht. Abgesehen davon, daß dasselbe die Pietät gegen die Vergangenheit und die Ehrfurcht vor dem Kaiser, der sozusagen der Schintoisten-Gott ist, lehrt, hat der Schintoismus keinerlei sittliche Bedeutung! Der gebildete Anhänger dieser Richtung hat für das Christentum nichts als Hohn und Spott übrig; derGedanke, daß diese durch und durch verderbte Lehre in Japan Eingang finden könnte, macht ihn geradezu rasend. (cf. Naito Chiso, 1893 noch Professor der chinesischen Philosophie an der Kaiserlichen Universität in Tokyo in seinem Kommentar zum kaiserlichen Erlaß 1891 usw.). Diese sittliche Gehaltlosigkeit ist aufgeputzt und ergänzt worden durch die oben erwähnten Grundsätze des Konfuzianismus.

Am stärksten und einflußreichsten ist der Buddhismus. Derselbe hat in Japan eine andere Gestalt angenommen als in seinem Mutterlande Indien. Die Lehre vom Nirwana hat den Japanern nicht gefallen; sie glauben, soweit sie getreue Anhänger Buddhas sind, an einen Himmel, in welchem die Gereinigten unter dem Gott Amida-Buddha ein herrliches Leben in Freuden führen, und an eine Hölle, in der die Bösen gepeinigt werden; der japanische Buddhismus verehrt eine Anzahl Götter; auch die schintoistischen Gottheiten hat er aufgenommen, um so das schintoistische Volk mit sich zu einigen und auszusöhnen. Die Lehre von der Seelenwanderung hat sich erhalten. Der heutige japanische Buddhismus ist ein System des Aberglaubens, genau das, was eine einfältige Amme in ihrer Torheit in der Kinderstube von Gespenstern, Hexen, Zaubereien rc. erzählt. Denselben Blödsinn machen buddhistische Priester dem japanischen Volke weis. Der verlodderte Lebenswandel der Priester, die Unkeuschheit besonders, wirkt entsittlichend. Von hoher Sittlichkeit ist nichts zu merken.

Man darf sich nicht durch jeden sogenannten Kenner Japans irre machen lassen. „Gottlose" Europäer begeistern sich natürlich für alles Heidentum, das sittlicher Ungebundenheit geneigt ist. Aber deshalb verliert das Christentum nichts an Wert. Das ist alles von unserem Herrn Christus vorhergesehen und vorausgesagt, damit seine Jünger und Jüngerinnen nicht gleich aus den Wolken fallen, wenn sie „Gottlosigkeit" sehen. Die sieghafte Herrlichkeit des Christentums geht durch die Lande, auch durch Japan, langsam, verfolgt, gemartert vielleicht; das schadet nichts, das gehört zum Christentum. Der Gekreuzigte und auferstandene Herr bleibt Herr, der Herr der Welt.

Im Anschluß daran machen wir noch folgende Angaben über das Christentum in Japan.

Von 1859 her, wo evangelische Missionare nach Japan herüberkamen, stammen die ersten nennenswerten Christianisierungsversuche. Sie waren bis 1873 fast erfolglos. Da trat mit dem Einzuge westeuropäischer Kultur in Japan ein Umschwung ein. Binnen 10 Jahren stieg die Zahl der Christen auf ca. 5000, eine Zahl, die sich wiederum in den Jahren 1883—89, wo die Begeisterung für alles Europäische den Gipfel erreichte, verachtfacht hat. Seit dieser Zeit ist indessen ein gewisser Stillstand eingetreten, ja, man kann sagen eine Periode der Reaktion des asiatischen Geistes gegen den europäischen. Japan hat sich in 3 Jahrzehnten alle Fortschritte der Kultur und Technik von fremden Völkern angeeignet, nun will es auf jedem Gebiete eine selbständige Großmacht sein. Die „Fremden" sind in Mißkredit geraten, besonders seit die Großmächte Japan gehindert haben, seinen Sieg über China auszunutzen. Darunter hat auch die Religion zu leiden. In der Blütezeit der Christianisierung sind überall im Lande, besonders auf Jeso und Hondo Niederlassungen evangelischer Missionen gegründet und Gotteshäuser errichtet worden. Auch in dieser Hinsicht steht Tokyo, das etwa 15000 Christen zählt, an der Spitze des Landes. In Kyoto befindet sich sogar eine theologische Hochschule. Es ist bezeichnend für die japanischen Verhältnisse, daß die gebildeten Schichten des Volkes am ersten in Beziehungen zur christlichen Religion getreten sind. Aus den Gemeinden der verschiedenen Missionsgesellschaften sind bereits die Inhaber folgender angesehenen Ämter hervorgegangen: ein Kabinetsminister (Graf Aoki), verschiedene Präsidenten und drei Vize-Staatsminister. Im ersten Reichstage saßen zwölf Christen. Im Heer sollen 155 christliche Offiziere sein; auch einige hervorragende Stellen in der Marine sind mit Christen besetzt. An den Universitäten und an den höheren Regierungsschulen findet man unter den Lehrern und Lernenden die Christen in großer Zahl. Drei der großen Tageszeitungen Tokyos stehen unter Leitung christlicher Männer. Von den Wohltätigkeitsanstalten, die auf christliche Anregung zurückzuführen sind, sei besonders das treffliche Waisenhaus in Okayama genannt. Nach der letzten japanischen Missionsstatistik betrug im Jahre 1902 die Gesamtzahl der eingeborenen Christen in Japan rund 130000 Seelen. Davon waren 46634 Protestanten, 26680 griechische und 55824 römische Katholiken. Das sind keine großen Zahlen im Vergleich zu der auf 46 Millionen berechneten Bewohnerschaft des Reiches und doch ist es viel, wenn man bedenkt, daß die Strafgesetze gegen das Christentum erst vor 30 Jahren aufgehoben worden. Wie sich die Zukunft des Christentums in Japan, dem „Lande der Überraschungen" gestalten wird, ist bei dem leicht empfänglichen und lebhaften Wesen der Japaner schwer vorauszusagen.

Wir verdanken diese Angaben dem sehr empfehlenswerten Buch von O. Munzinger, Japan und die Japaner. Stuttg. D. Gundert, 1904. 173 S. 1,50 Mk. In gleicher Weise empfehlen wir aus demselben Verlag: K. Utschimura, Wie ich ein Christ wurde. 126 S. 1,00 Mk. Diese „Bekenntnisse eines Japaners sind höchst bemerkenswert, aber zum Teil auch für uns europäische Christen recht beschämend und zur Einkehr mahnend."



1. Zeitschriften.

Im Globus (1903 April) war von Nachahmung der menschlichen Gestalt in Ton bei den Wadschagga, einem Bantu-(Neger-)stamm am Kilimandscharo die Rede; sie

wurden dort als Götzen oder Fetische betrachtet. Dagegen wendet sich nun, auch im Globus (Bd. 85 Nr. 7), Missionar Raum. Er weist nach, daß es vielmehr dingliche Zaubermittel sind. Gleichzeitig gibt er bemerkenswerte Aufschlüsse über die religiösen Vorstellungen der Bantuneger. Der Animismus oder Geisterglaube beherrscht alle afrikanischen Neger; aber nur bei den Westafrikanern herrscht der Fetischismus, bei dem der Geist als in einem wahrnehmbaren Gegenstand, dem Fetisch, wohnend aufgefaßt wird. Wenn der Fetisch menschliche Züge trägt, so spricht man von Idol oder Götze. — Bei den Bantustämmen Ost- und Südafrikas herrschte dagegen der Seelenkult. Hier gelten die Geister als Seelen der Verstorbenen. Sie werden nicht als körperlich gedacht, sie sollen in gewisser Weise allgegenwärtig sein. Ihnen opfert der Afrikaner, doch nur soweit sie der eignen Familie angehören, besonders aber auch den Geistern der Häuptlinge. Über diesem Seelenkult schwebt nun gleichsam die Idee eines höchsten Wesens, wenn sie auch ganz blaß und schattenhaft ist und keine praktische Bedeutung für das sittliche Leben und den Kult gewinnt. Es ist ein bloßes Gedankending, von dem Ratzel sagte, es ist „ein Zug wie ein Heruntergesunkensein aus klarerer Höhe.“ — Raum erklärt nun aus sprachlichen Gründen diesen Gott der Bantu sehr ansprechend als den Geist des Urahnen, so aber, daß sein Zusammenhang mit den von ihm abstammenden Geistern dem Bewußtsein verloren gegangen ist. Eine Veranlassung ihm zu opfern besteht für den einzelnen deshalb nicht, weil er ihm zu fern steht, um ihm schaden zu können; er denkt ihn sich jedoch als gut.

Im Biolog. Centralblatt 1904 Nr. 5 u. ff. behandelt Moll die Mutationstheorie von De Vries, bekanntlich eine neue Form der Entwicklungslehre, die sich von der Darwinischen weit entfernt.

In der Christlichen Welt Nr. 16 behandelt H. Hackmann „Allgemein-Menschliches aus dem Taoismus,“ d. h. eine der Religionen Chinas.

In Nr. 15 und 16 der Umschau findet sich ein interessanter Artikel von K. R. Kupffer „Astronomie und Botanik“. Bekanntlich nehmen die Astronomen an, daß die Erdachse ihre schiefe Lage seit jeher besitzt, dem widersprechen nun die Funde von gewaltigen Pflanzenresten im hohen Norden, denen zufolge seiner Zeit die Klimaverhältnisse dort nicht ungünstiger als in Europa gewesen sein können. Dies läßt sich nur so erklären, daß die Erdachse ihre Stellung im Erdball im Lauf der Zeiten geändert hat. Kupffer bespricht die dagegen geltend gemachten Einwände aus Mechanik, physikalischer Geographie nnd Astronomie.

In den „Blättern zur Pflege des persönlichen Lebens 1904 Heft 1 behandelt J. Müller das uns so nahe angehende Thema „Glauben und Wissen.“

Das 5. Jahrbüchlein der Gustav-Glogau-Gesellschaft (1903) enthält u. a. von A. Krause „Die Entwicklung des Individuums nach Glogau“ und von G. Vorbrodt einen Vergleich zwischen „Glogau und Lotze“.

Der Türmer, 1904. Heft 6 bringt: Soltau „Gibt es eine Offenbarung?“ Der Verfasser beantwortet die Frage mit ja, aber er verallgemeinert den Begriff, indem er alles, was groß und schön in der Welt ist, darunter zusammenfaßt. Die Offenbarung in den biblischen Personen ist nicht generell verschieden von der in anderen großen Geistern, in Künstlern und Denkern. Die Offenbarung gibt nichts materiell Neues, nichts, was der Mensch nicht auch durch eignes Tun finden könnte. „Die große Mehrzahl der Christen kann sich das Wirken eines heiligen Geistes nur substantiell vorstellen. Der heilige Geist, der Jesum erzeugt, sich auf Jesum bei der Taufe gesenkt, beim Pfingstwunder auf die Gläubigen mit Windesbrausen herabgefahren sein soll, ist eine Erfindung kleiner Geister, die den Geist Gottes nie verspürt haben. Die in zahlreichen kirchlichen Kreisen gehegte Vermutung, daß der heilige Geist plötzlich in sie gefahren und eine geistige Wiedergeburt in ihnen erzeugt habe, ist eine krankhafte Ausgeburt pietistischer Phantasie, die eines der tiefsten Worte Jesu gründlich mißverstanden hat“. Der Herausgeber des „Türmers“ hält

es für nötig, zu erklären, daß er nicht in allen Stücken mit dem Verfasser übereinstimme und erwartet mit Recht, daß die Ausführungen wohl viel Widerspruch erfahren werden.

Der Türmer 1904. 7. Heft bringt den Aufsatz: „Was ist der Mensch". Der Verfasser entfaltet ein treffendes Bild vom Werte der menschlichen Person. Dasselbe Heft enthält den Artikel: „Ein Wort über den Okkultismus" von Dr. R., in welchem nachdrücklich auf den unbestreitbaren Wahrheitsgehalt spiritistischer Anschauung hingewiesen wird. Die Schlußworte lauten: „Meine Absicht war, nachzuweisen, daß es neben dem kritiklosen Spiritismus auch einen wohlberechtigten gibt, der auf hinreichend sicherem Grunde steht und mit dem Mystizismus nichts gemein hat."

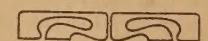
2. Bücher.

E. W. Mayer, Prof. Dr., Die Aufgaben der Inneren Mission gegenüber der gegenwärtigen Gefährdung der chr. Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen. Braunschweig und Leipzig bei H. Wollermann. 1903. 20 S. 50 Pf. — Von der tiefsten Ursache der modernen antichristlichen Geistesströmungen, der praktischen Überschätzung der rein irdischen Güter und Erfolge, unterscheidet der ebenso lichtvolle wie überzeugende Vortrag die theoretische Opposition als die Rechtfertigung jener und bespricht etwas eingehender deren wichtigste Typen, den Skeptizismus des Positivismus und Agnostizismus der Gebildeten, den theoretischen Materialismus der Halbgebildeten und die Nietzsche'sche Philosophie bei der gebildeten Jugend, die alle im Nimbus der Wissenschaftlichkeit auftreten. Dem gegenüber werden apologetische, sachkundige Publikationen, Vorträge, Diskussionen am besten von Nicht-Theologen empfohlen. H. W.

R. Friedmann, Verlorene Illusionen. Gefundene Wahrheiten. Stuttgart im Literarischen Bureau „der Lotse." 32 S. — Wohlgemeinte Mahnungen, Ratschläge und Warnungen für junge Männer, namentlich Studenten, bezüglich eines sittlich reinen und mäßigen Lebenswandels. Nicht von Voltaire, wie der Verfasser irrtümlich meint, sondern von Gellert stammt: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben". Es ist der Anfang von Vers 2 des Liedes: Meine Lebenszeit verstreicht. H. W.

A. v. Reinhardt, Die Pflege des reinen Menschentums. Berlin bei A. Unger. 1904. 95 S. — Der Standpunkt des Verfassers ist der des modern aufgeputzten alten Rationalismus, wie er noch vielfach bei Freimaurern, zu denen der Autor zählt, herrscht. Die Ausführungen sind in etikettierten Schubfächern untergebracht und enthalten manches Wahre, sind aber mit ungehörigem Beiwerk belastet und nicht ausgereift genug. Sie stellen auch allerhand Forderungen auf, zeigen aber nicht den Weg und die Kraft zu ihrer Erfüllung. H. W.

Th. Kaftan, Generalsuperintendent D., Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart. 3. Aufl. Schleswig bei J. Bergas. 1904. 162 S. 1,60 Mk. — Männlich feste, solide und scharfsinnige Ausführungen eines geordneten, wissenschaftlich wohl ausgerüsteten Geistes von temperamentvoller Glaubenszuversicht. Umsichtig und besonnen legt es in lebhafter, markiger Sprache die Wurzeln der modernen Weltanschauungen, von denen es das moderne Geistesleben unterscheidet, bloß und bringt Licht in die Grundbegriffe und Gedanken, womit darin operiert wird. Siegreich weist es dem gegenüber das gute Recht unseres alten Glaubens nach. H. W.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.